

Vorbemerkung

Nachdem für das Gebiet der redenden Künste seit Jahren innerhalb der Rudolf Steiner Gesamtausgabe die drei grundlegenden Vortragszyklen vorliegen und zudem 1973 durch die Dokumentation: «Marie Steiner. Ihr Weg zur Erneuerung der Bühnenkunst durch die Anthroposophie» ein Bild von der Sektionsarbeit bis zum Tode Marie Steiners, 1948, vermittelt wurde, stellen sich nun weitere Aufgaben. Das Neue im anthroposophischen Schulungsweg für einzelne Lebensgebiete liegt darin, daß ein jedes – ob künstlerischer oder wissenschaftlicher Natur – aus dem Zentralen der anthroposophisch orientierten Geisteswissenschaft herausgewachsen ist. Das hat für den Schüler Rudolf Steiners zur Folge, daß er sich nicht nur mit den Inhalten seines Fachkurses auseinanderzusetzen und diese sich einzuverleiben hat, sondern zudem die Aufgabe vorliegt, von dem jeweiligen Spezialgebiete aus die Ausgangspunkte aufzusuchen und ins Bewußtsein zu heben, welche Rudolf Steiner im Laufe der Jahre zu seinen speziellen Forschungsergebnissen führten. Ein erster Versuch wird mit dieser Veröffentlichung unternommen.

Was als Einleitung durch die Wortlaute aus «Mein Lebensgang» vorangestellt wurde, spricht gemäß dem Thema: Sprache und Sprachgestaltung für sich. Dagegen ist für Teil I eine besondere Bemerkung notwendig. Hier wird Rudolf Steiners geisteswissenschaftliches Forschungsergebnis in den Mittelpunkt gestellt, das er zum ersten Male im Juni 1911 in Kopenhagen ausgesprochen hat und kurze Zeit darauf, im August, in seiner Schrift «Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit. Geisteswissenschaftliche Ergebnisse der Menschheits-Entwicklung» öffentlich mitteilte. Wie aber eine Bemerkung in einer Aussprache ein Jahrzehnt später zeigt, wurde jenes Forschungsergebnis «bisher herb beurteilt». Es ist also nicht genügend beachtet worden. Daher hebt Rudolf Steiner diesen Umstand hervor. Und doch handelt es sich dabei um das Grundlegende, was für die Arbeit im Gebiete der Sprache und Sprachgestaltung, aber in gleichem Maße für die Eurythmie in Betracht kommt. Denn in keinem Lehrbuch findet sich diese Entdeckung, welche Rudolf Steiner zum ersten Male 1911 darstellte, «daß alles Vokalisches früher darauf ausging, das Innere des Menschen zu bezeichnen. Alles Konsonantieren darauf ausging, die äußeren Vorgänge, die man sieht, oder sonst wahrnimmt, nachzubilden», wie er es in Anknüpfung an 1911 dann 1921 zusammenfaßte.

Wir haben nun eine Reihe von Aussprüchen aus der Zeit vor 1911 diesen Ausführungen vorangestellt, damit man verfolgen kann, wie sich entwickelt hat, was bis zum Herbstkurs von 1924 führte. Es hat ja der «Dramatische Kurs», wie er genannt wird, dadurch einen besonderen Charakter erhalten, daß – ursprünglich nur für Schauspieler bestimmt – schlußendlich mehr als 700 Zuhörer – auch Pädagogen und Heilpädagogen, Ärzte und Priester – in der Schreinerei des Goetheanum an den neunzehn Kursstunden teilnahmen. In gewissem Sinne liegt daher nicht nur für die Bühnenkünstler, sondern überhaupt eine allgemeine Verpflichtung vor, diese «Anregungen», wie Rudolf Steiner die umfassenden, weit in die Zukunft weisenden Anweisungen zur Erneuerung der redenden Künste nennt, immer mehr für das Berufsleben und über dieses hinaus fruchtbar zu machen.

Zur Einführung

Als Ausgangspunkt für die in diesem Hefte zusammengestellten Ausführungen Rudolf Steiners können am besten Worte dienen, welche er an einer für die Gegenwart entscheidenden Wende ausgesprochen hat. In seiner Selbstbiographie «Mein Lebensgang», Kapitel XXIX, schreibt er:

Auf geistigem Gebiete wollte in die Erkenntniserrungenschaften des letzten Drittels des Jahrhunderts ein neues Licht in das Werden der Menschheit hereinkommen. Aber der geistige Schlaf, in den die materialistische Ausdeutung dieser Errungenschaften versetzte, verhinderte, dieses auch nur zu ahnen, geschweige denn zu bemerken.

So kam *die* Zeit herauf, die sich in geistiger Richtung durch ihr eigenes Wesen hätte entwickeln müssen, die aber ihr *eigenes Wesen* verleugnete. Die Zeit, die die Unmöglichkeit des Lebens zu verwirklichen begann.

Einige Sätze aus Ausführungen möchte ich hierhersetzen, die ich im März 1898 in den «Dramaturgischen Blättern» (die seit Beginn 1898 dem «Magazin» als Beiblatt angeschlossen waren) schrieb. Von der «Vortragskunst» sage ich: «Mehr als auf irgend einem andern Gebiete ist auf diesem der Lernende ganz sich selber und dem Zufall überlassen... Bei der Gestalt, welche unser öffentliches Leben angenommen hat, kommt gegenwärtig fast jeder in die Lage, öfter öffentlich sprechen zu müssen... Die Erhebung der gewöhnlichen Rede zum Kunstwerk ist eine Seltenheit... Es fehlt uns fast ganz das Gefühl für die Schönheit des Sprechens und noch mehr für charakteristisches Sprechen... Niemandem wird man das Recht zugestehen, über einen Sänger zu schreiben, der keine Kenntnis des richtigen Singens hat... In bezug auf die Schauspielkunst stellt man weit geringere Anforderungen... Die Leute, die verstehen, ob ein Vers richtig gesprochen wird oder nicht, werden immer seltener... Man hält künstlerisches Sprechen heute vielfach für verfehlten Idealismus... Dazu hätte man nie kommen können, wenn man sich der künstlerischen Ausbildungsfähigkeit der Sprache besser bewußt wäre...»

Was mir da vorschwebte, konnte erst viel später in der Anthroposophischen Gesellschaft eine Art Verwirklichung finden. Marie von Sivers (Marie Steiner), die für Sprachkunst Begeisterte, widmete sich zunächst selbst einem echt künstlerischen Sprechen; und mit ihrer Hilfe wurde es dann möglich, in Kursen für Sprachgestaltung und dramatische Darstellung für Erhebung dieses Gebietes zur wahren Kunst zu wirken.

Ich durfte dieses hier anführen, um zu zeigen, wie gewisse Ideale sich durch mein ganzes Leben hindurch ihre Entfaltung suchen, weil doch viele Menschen in meiner Entwicklung Widersprechendes finden wollen.

Es folgt dann bald – Kapitel XXXIV – nicht mehr ein Rückblick, sondern die Schilderung der gemeinsamen Arbeit im Rahmen der damaligen Theosophischen Gesellschaft:

In der Theosophischen Gesellschaft war kaum irgend etwas von Pflege künstlerischer Interessen vorhanden. Das ist von einem gewissen Gesichtspunkte aus damals durchaus begreiflich gewesen, durfte aber nicht so bleiben, wenn die rechte geistige Gesinnung gedeihen sollte. Die Mitglieder einer solchen Gesellschaft haben zunächst alles Interesse für die *Wirklichkeit des geistigen Lebens*. In der sinnlichen Welt zeigt sich für sie der Mensch nur in seinem vergänglichem, vom Geiste losgelösten Dasein. *Kunst* scheint ihnen ihre Betätigung innerhalb dieses losgelösten Daseins zu haben. Daher scheint sie außerhalb der gesuchten geistigen Wirklichkeit zu stehen.

Weil dies in der Theosophischen Gesellschaft so war, fühlten sich Künstler nicht zu Hause in ihr.

Marie von Sivers und mir kam es darauf an, auch das Künstlerische in der Gesellschaft lebendig zu machen. Geist-Erkenntnis als Erlebnis gewinnt ja im ganzen Menschen Dasein. Alle Seelenkräfte werden angeregt. In die gestaltende Phantasie leuchtet das Licht des Geist-Erlebens herein, wenn dieses Erleben vorhanden ist.

Aber hier tritt etwas ein, das Hemmungen schafft. Der Künstler hat eine gewisse ängstliche Stimmung gegenüber diesem Hereinleuchten der Geistwelt in die Phantasie. Er will Unbewußtheit in bezug auf das Walten der geistigen Welt in der Seele. Er hat völlig recht, wenn es sich um die «Anregung» der Phantasie durch dasjenige bewußt-besonnene Element handelt, das seit dem Beginn des Bewußtseins-Zeitalters im Kulturleben das herrschende geworden ist. Diese «Anregung» durch das Intellektuelle im Menschen wirkt ertötend auf die Kunst.

Aber es tritt das gerade Gegenteil auf, wenn Geistinhalt, der wirklich *erschaut* ist, die Phantasie durchleuchtet. Da aufersteht wieder alle Bildkraft, die nur je in der Menschheit zur Kunst geführt hat. Marie von Sivers stand in der Kunst der Wortgestaltung darinnen; zu der dramatischen Darstellung hatte sie das schönste Verhältnis. So war für das anthroposophische Wirken ein Kunstgebiet da, an dem die Fruchtbarkeit der Geistschauung für die Kunst erprobt werden konnte.

Das «Wort» ist nach zwei Richtungen der Gefahr ausgesetzt, die aus der Entwicklung der Bewußtseinsseele kommen kann. Es dient der Verständigung im sozialen Leben, und es dient der Mitteilung des logisch-intellektuell Erkannten. Nach beiden Seiten hin verliert das «Wort» seine Eigengeltung. Es muß sich dem «Sinn» anpassen, den es ausdrücken soll. Es muß vergessen lassen, wie im Ton, im Laut, und in der Lautgestaltung selbst eine Wirklichkeit liegt. Die Schönheit, das Leuchtende des Vokals, das Charakteristische des Konsonanten verliert sich aus der Sprache. Der Vokal wird *seelen-*, der Konsonant *geistlos*. Und so tritt die Sprache aus der Sphäre ganz heraus, aus der sie stammt, aus der Sphäre des Geistigen. Sie wird Dienerin des intellektuell-erkenntnismäßigen, und des geist-fliehenden sozialen Lebens. Sie wird aus dem Gebiet der Kunst ganz herausgerissen.

Wahre Geistschauung fällt ganz wie instinktiv in das «Erleben des Wortes». Sie lernt auf das seelengetragene Ertönen des Vokals und das geistdurchkraftete Malen des Konsonanten *hin-empfinden*. Sie bekommt Verständnis für das Geheim-

nis der Sprach-Entwicklung. Dieses Geheimnis besteht darin, daß einst durch das Wort göttlich-geistige Wesen zu der Menschenseele haben sprechen können, während jetzt dieses Wort nur der Verständigung in der physischen Welt dient.

Man braucht einen an *dieser Geisteinsicht* entzündeten Enthusiasmus, um das Wort wieder in seine Sphäre zurückzuführen. Marie von Sivers entfaltete diesen Enthusiasmus. Und so brachte ihre Persönlichkeit der anthroposophischen Bewegung die Möglichkeit, Wort und Wortgestaltung künstlerisch zu pflegen. Es wuchs zu der Betätigung für Mitteilung aus der Geistwelt hinzu die Pflege der Rezitations- und Deklamationskunst, die nun immer mehr einen in Betracht kommenden Anteil an den Veranstaltungen bildete, die innerhalb des anthroposophischen Wirkens stattfanden.

Marie von Sivers' Rezitation bei diesen Veranstaltungen war der Ausgangspunkt für den künstlerischen Einschlag in die anthroposophische Bewegung. Denn es führt eine gerade Linie der Entwicklung von diesen «Rezitationsbeigaben» zu den dramatischen Darstellungen, die dann in München sich neben die anthroposophischen Kurse hinstellten.

Wir wuchsen dadurch, daß wir mit der Geist-Erkenntnis Kunst entfalten durften, immer mehr in die Wahrheit des modernen Geist-Erlebens hinein. Denn Kunst ist ja aus dem ursprünglichen traum-bildhaften Geist-Erleben herausgewachsen. Sie mußte in der Zeit, als in der Menschheitsentwicklung das Geist-Erleben zurücktrat, ihre Wege sich suchen; sie muß sich mit diesem Erleben wieder zusammenfinden, wenn dieses in neuer Gestalt in die Kulturentfaltung eintritt.

Diesen Darstellungen folgen noch im Kapitel XXXVII Ausführungen, welche die Bedeutung der Kunst und Kunstausbübung überhaupt berühren. Es klingt dann die Fragment gebliebene Selbstbiographie durch eine Beschreibung des Münchener Kongresses der Deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft zu Pfingsten 1907 aus (Kapitel XXXVIII):

Während die anthroposophischen Erkenntnisse in die Gesellschaft so getragen wurden, wie sich das – zum Teile – aus den Privatdrucken ergibt, pflegten Marie von Sivers und ich in gemeinsamen Arbeiten namentlich das künstlerische Element, das ja vom Schicksal bestimmt war, ein *Belebendes* der anthroposophischen Bewegung zu werden.

Da war auf der einen Seite das Rezitatorische, mit seiner Hinorientierung auf die dramatische Kunst, das den Gegenstand der Arbeit bildete, die getan werden mußte, damit die anthroposophische Bewegung den rechten Inhalt bekäme.

Da war aber auf der andern Seite für mich die Möglichkeit, mich auf den Reisen, die im Dienste der Anthroposophie gemacht werden mußten, in die Entwicklung der Architektur, Plastik und Malerei zu vertiefen.

Ich habe an verschiedenen Stellen dieser Lebensbeschreibung von der Bedeutung gesprochen, die das Künstlerische für einen Menschen hat, der innerhalb der geistigen Welt erlebt.

Nun konnte ich aber die meisten Kunstwerke der Menschheitsentwicklung bis in die Zeit meines anthroposophischen Wirkens hinein nur in Nachbildungen studieren. An Originalen war mir nur zugänglich, was in Wien, Berlin und einigen Orten Deutschlands ist.

Als nun die Reisen für die Anthroposophie in Gemeinsamkeit mit Marie von Sivers gemacht wurden, traten mir die Schätze der Museen im weitesten europäischen Umkreise entgegen. Und so machte ich vom Beginne des Jahrhunderts ab, also in meinem fünften Lebensjahrzehnt, eine hohe Schule des Kunststudiums, und im Zusammenhange damit, eine Anschauung der geistigen Entwicklung der Menschheit durch. Überall war da Marie von Sivers mir zur Seite, die mit ihrem feinen und geschmackvollen Eingehen auf alles, was ich in der Kunst- und Kulturanschauung erleben durfte, selbst in schöner Weise alles, ergänzend, miterlebte. Sie verstand, wie diese Erlebnisse in all das flossen, was dann die Ideen der Anthroposophie beweglich machte. Denn es durchdrang, was an Kunst-Eindrücken meine Seele empfing, das, was ich in Vorträgen wirksam zu machen hatte.

Im praktischen Anschauen der großen Kunstwerke trat vor unsere Seelen die Welt, aus der noch eine andere Seelenkonfiguration aus älteren Zeiten in die neuen herüberspricht. Wir konnten die Seelen versenken in die Geistigkeit der Kunst, die noch aus Cimabue spricht. Aber wir konnten uns auch durch das Anschauen in der Kunst in den gewaltigen Geisteskampf vertiefen, den Thomas von Aquino in der Hochblüte der Scholastik gegen den Arabismus führte.

Für mich war die Beobachtung der baukünstlerischen Entwicklung von besonderer Bedeutung. Im stillen Anblick der Stilgestaltung erwuchs in meiner Seele, was ich dann in die Formen des Goetheanums prägen durfte.

Das Stehen vor dem Abendmahl des Lionardo in Mailand, vor den Schöpfungen Raphaels und Michel Angelos in Rom und die im Anschlusse an diese Betrachtungen mit Marie von Sivers geführten Gespräche müssen, wie ich glaube, gerade dann gegenüber der Schicksalsfügung dankbar empfunden werden, wenn sie erst im reiferen Alter zum ersten Male vor die Seele treten.

Doch ich müßte ein Buch von einem nicht geringen Umfange schreiben, wenn ich auch nur kurz schildern wollte, was ich in der angedeuteten Art erlebte.

Man sieht ja, wenn die geistige Anschauung dahinter steht, so tief in die Geheimnisse der Menschheitsentwicklung hinein durch den Blick, der sich in die «Schule von Athen» oder in die «Disputa» betrachtend verliert.

Und schreitet man mit der Beobachtung von Cimabue durch Giotto bis zu Raphael vor, so hat man das allmähliche Abdämmern einer älteren Geist-Anschauung der Menschheit zu der modernen, mehr naturalistischen vor sich. Was sich mir aus der geistigen Anschauung als das Gesetz der Menschheitsentwicklung ergeben hatte: es tritt, sich deutlich offenbarend, in dem Werden der Kunst der Seele entgegen.

Es gab ja immer die tiefste Befriedigung, wenn ich sehen konnte, wie durch dieses fortwährende Eintauchen in das Künstlerische die anthroposophische Be-

wegung neues Leben empfang. Man braucht, um mit den Ideen die Wesenhaftigkeiten des Geistigen zu umfassen und sie ideenhaft zu gestalten, Beweglichkeit der Ideen-Tätigkeit. Die Erfüllung der Seele mit dem Künstlerischen gibt sie.

Und es war ja durchaus nötig, die Gesellschaft vor dem Eindringen aller derjenigen inneren Unwahrheiten zu bewahren, die mit der falschen Sentimentalität zusammenhängen. Eine geistige Bewegung ist ja diesem Eindringen immer ausgesetzt. Belebt man den mitteilenden Vortrag durch die beweglichen Ideen, die man selbst dem Leben in dem Künstlerischen verdankt, so wird die aus der Sentimentalität kommende innere Unwahrhaftigkeit, die in dem Zuhörenden steckt, hinweggebannt. – Das Künstlerische, das von Empfindung und Gefühl zwar getragen wird, das aber aufstrebt zur lichterfüllten Klarheit in der Gestaltung und Anschauung, kann das wirksamste Gegengewicht gegen die falsche Sentimentalität geben.

Und da empfinde ich es denn als ein besonders günstiges Geschick für die anthroposophische Bewegung, daß ich in Marie von Sivers eine Mitarbeiterin vom Schicksal zuerteilt bekam, die aus ihren tiefsten Anlagen heraus dieses künstlerischgefühlstragene, aber unsentimentale Element mit vollem Verständnis zu pflegen verstand.

Es war eine fortdauernde Gegenwirkung gegen dieses innerlich unwahre sentimentale Element notwendig. Denn in eine geistige Bewegung dringt es immer wieder ein. Man kann es nicht etwa einfach abweisen, oder ignorieren. Denn die Menschen, die sich zunächst diesem Elemente hingeben, sind in vielen Fällen in ihren tiefsten Seelenuntergründen doch Suchende. Aber es wird ihnen zunächst schwierig, zu dem mitgeteilten Inhalt aus der geistigen Welt ein festes Verhältnis zu gewinnen. Sie suchen in der Sentimentalität unbewußt eine Art Betäubung. Sie wollen ganz besondere Wahrheiten erfahren, esoterische. Sie entwickeln den Drang, sich mit diesen sektiererisch in Gruppen abzusondern.

Das Rechte zur alleinigen orientierenden Kraft der ganzen Gesellschaft zu machen, darauf kommt es an. So daß nach der einen, oder der andern Seite Abirrende immer wieder sehen können, wie diejenigen wirken, die die zentralen Träger der Bewegung sich nennen dürfen, weil sie deren Begründer sind. Positives Arbeiten für die Inhalte der Anthroposophie, nicht kämpfend gegen Auswüchse auftreten, das galt Marie von Sivers und mir als das Wesentliche. Selbstverständlich gab es Ausnahmefälle, in denen auch das Bekämpfen notwendig wurde. ...

... Die Art des Münchner Wirkens führte dazu, daß der Theosophische Kongreß, der 1907 von der deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft veranstaltet werden sollte, in München stattfand. Diese Kongresse, die vorher in London, Amsterdam, Paris abgehalten wurden, enthielten Veranstaltungen, die theosophische Probleme in Vorträgen oder Diskussionen behandelten. Sie waren den gelehrten Kongressen nachgebildet. Auch die administrativen Fragen der Theosophischen Gesellschaft wurden behandelt.

An alledem wurde in München manches modifiziert. Den großen Konzertsaal,

der für die Tagung dienen sollte, ließen wir – die Veranstalter – mit einer Innendekoration versehen, die in Form und Farbe künstlerisch die Stimmung wiedergeben sollte, die im Inhalt des mündlich Verhandelten herrschte. Künstlerische Umgebung und spirituelle Betätigung im Raume sollten eine harmonische Einheit sein. Ich legte dabei den allergrößten Wert darauf, die abstrakte, unkünstlerische Symbolik zu vermeiden und die künstlerische Empfindung sprechen zu lassen.

In das Programm des Kongresses wurde eine künstlerische Darbietung eingefügt. Marie von Sivers hatte Schurés Rekonstruktion des eleusinischen Dramas schon vor langer Zeit übersetzt. Ich richtete es sprachlich für eine Aufführung ein. Dieses Drama fügten wir dem Programm ein. Eine Anknüpfung an das alte Mysterienwesen, wenn auch in noch so schwacher Form, war damit gegeben – aber, was die Hauptsache war, der Kongreß hatte Künstlerisches in sich. Künstlerisches, das auf den Willen hinwies, das spirituelle Leben fortan nicht ohne das Künstlerische in der Gesellschaft zu lassen. Marie von Sivers, welche die Rolle der Demeter übernommen hatte, wies in ihrer Darstellung schon deutlich auf die Nuancen hin, die das Dramatische in der Gesellschaft erlangen sollte. – Außerdem waren wir in einem Zeitpunkt, in dem die deklamatorische und rezitatorische Kunst durch Marie von Sivers in dem Herausarbeiten aus der inneren Kraft des Wortes an dem entscheidenden Punkte angekommen war, von dem aus auf diesem Gebiete fruchtbar weitergegangen werden konnte.

Das fruchtbare Weitergehen auf diesem Gebiete führte im Sommer 1910 und in den folgenden drei Jahren ebenfalls in München zu den Aufführungen der Vier Mysterien-dramen von Rudolf Steiner. Nur in diesen wenigen, bedeutungsvollen Worten weist Rudolf Steiner auf den «entscheidenden Punkt» in der gemeinsamen Arbeit mit Marie von Sivers (Marie Steiner) hin durch «das Herausarbeiten aus der inneren Kraft des Wortes».

I

Über die Entstehung der Sprache und des Sprachorganismus

1904

Aus der Akasha-Chronik (Bibl.-Nr. 11)

«Unsere atlantischen Vorfahren»

... In theosophischen Schriften wird die erste Unterrasse der Atlantier Rmoahals genannt. Das Gedächtnis dieser Rasse war vorzüglich auf lebhaftere Sinneseindrücke gerichtet. Farben, die das Auge gesehen hatte, Töne, die das Ohr gehört hatte, wirkten lange in der Seele nach. Das drückte sich darin aus, daß die Rmoahals *Gefühle* entwickelten, die ihre lemurischen Vorfahren noch nicht kannten. Die Anhänglichkeit zum Beispiel an das, was in der Vergangenheit erlebt worden ist, gehört zu diesen Gefühlen.

An der Entwicklung des Gedächtnisses hing nun auch diejenige der *Sprache*. Solange der Mensch das Vergangene nicht bewahrte, konnte auch eine Mitteilung des Erlebten durch die Sprache nicht stattfinden. Und weil in der letzten lemurischen Zeit die ersten Ansätze zu einem Gedächtnisse stattfanden, so konnte damals auch die Fähigkeit ihren Anfang nehmen, das Gesehene und Gehörte zu benennen. Nur Menschen, die ein Erinnerungsvermögen haben, können mit einem Namen, der einem Dinge beigelegt ist, etwas anfangen. Die atlantische Zeit ist daher auch diejenige, in welcher die Sprache ihre Entwicklung fand. Und mit der Sprache war ein Band hervorgebracht zwischen der menschlichen Seele und den Dingen außer dem Menschen. Dieser erzeugte das Lautwort in seinem Innern; und dieses Lautwort gehörte zu den Gegenständen der Außenwelt. Und auch ein neues Band entsteht zwischen Mensch und Mensch durch die Mitteilung auf dem Wege der Sprache. Das alles war zwar bei den Rmoahals noch in einer jugendlichen Form; aber es unterschied sie doch in tiefgehender Art von ihren lemurischen Vorvätern.

Nun hatten die Kräfte in den Seelen dieser ersten Atlantier noch etwas Naturkräftiges. Diese Menschen waren gewissermaßen noch verwandter den sie umgebenden Naturwesen als ihre Nachfolger. Ihre Seelenkräfte waren noch mehr Naturkräfte als die der gegenwärtigen Menschen. So war auch das Lautwort, das sie hervorbrachten, etwas Naturgewaltiges. Sie *benannten* nicht bloß die Dinge, sondern in ihren Worten lag eine *Macht* über die Dinge und auch über ihre Mitmenschen. Das Wort der Rmoahals hatte nicht bloß *Bedeutung*, sondern auch *Kraft*. Wenn man von einer Zaubermacht der Worte spricht, so deutet man etwas an, was für diese Menschen weit wirklicher war als für die Gegenwart. Wenn der Rmoahalsmensch ein Wort aussprach, so entwickelte dieses Wort eine ähnliche Macht wie der Gegenstand selbst, den es bezeichnete. Darauf beruht es, daß Worte in dieser Zeit heilkräftig waren, daß sie das Wachstum der Pflanzen fördern, die Wut der Tiere zähmen konnten, und was ähnliche Wirkungen mehr sind. All das

nahm an Kraft bei den späteren Unterrassen der Atlantier immer mehr und mehr ab. Man könnte sagen, die naturwüchsige Kraftfülle verlor sich allmählich. Die Rmoahalsmenschen empfanden diese Kraftfülle durchaus als eine Gabe der mächtigen Natur; und dieses ihr Verhältnis zur Natur trug einen religiösen Charakter. Insbesondere die Sprache hatte für sie etwas Heiliges. Und der Mißbrauch gewisser Laute, denen eine bedeutende Kraft innewohnte, ist etwas Unmögliches gewesen. Jeder Mensch fühlte, daß solcher Mißbrauch ihm einen gewaltigen Schaden bringen müßte. Der Zauber derartiger Worte hätte in sein Gegenteil umgeschlagen; was, in richtiger Art gebraucht, Segen gestiftet hätte, wäre, frevelhaft angewendet, dem Urheber zum Verderben geworden. In einer gewissen Unschuld des Gefühles schrieben die Rmoahals weniger sich selbst, als vielmehr der in ihnen wirkenden göttlichen Natur ihre Macht zu.

1907

Die Theosophie des Rosenkreuzers (Bibl.-Nr. 99)
«Die Menschheitsentwicklung auf der Erde» II

Als der Mensch in die atlantische Zeit eintrat, konnte er noch keine artikulierte Sprache reden; diese entwickelte sich erst in der atlantischen Zeit. Ein Häuptling hätte keine Gebote in einer Sprache ausdrücken können. Dagegen hatten diese Menschen die Fähigkeit, die Sprache der Natur zu verstehen. Davon hat der heutige Mensch keinen Begriff; das muß er erst wieder lernen. Stellen Sie sich zum Beispiel eine Quelle vor, die Ihnen Ihr Bild spiegelt. Als Okkultist erhebt sich in Ihrer Seele ein eigentümliches Gefühl. Sie sagen: Mein Bild dringt mir aus dieser Quelle entgegen; das ist mir ein letztes Zeichen, wie sich auf dem alten Saturn alles hinausgespiegelt hat in den Raum. – Die Erinnerung an den alten Saturn taucht in dem Okkultisten auf, wenn er sein Spiegelbild in der Quelle erblickt. Und im Echo, das den gesprochenen Laut zurückgibt, taucht die Erinnerung auf, wie auf dem Saturn alles, was in den Weltenraum hineintönte, als Echo zurückkam. Oder Sie sehen eine Fata Morgana, eine Luftspiegelung, in der gleichsam die Luft das aufgenommen hat, was ihr an Bildern überliefert wird und Ihnen dann wiedergibt. Als Okkultist sehen Sie darin eine Erinnerung an die Sonnenzeit, wo die gasförmige Sonne alles, was ihr aus dem Weltenraum entgegenkam, aufnahm, in sich verarbeitete, es dann zurückstrahlte und ihre eigene Natur darin mitgab. Auf dem Sonnenplaneten hätten Sie gesehen, wie die Dinge drinnen als Fata Morgana, als eine Art Lichtbild vorbereitet waren innerhalb der Gase des Sonnenzustandes. So lernt man ohne Phantastik die Welt vielartig auffassen, und das ist ein wichtiges Mittel zur Hinaufentwicklung in die höheren Welten.

In den alten Zeiten verstand der Mensch in hohem Grade die Natur. Es ist ein großer Unterschied, ob man in einer Luft lebt wie der heutigen oder in einer solchen wie zur atlantischen Zeit. Die Luft war damals durchzogen von mächtigen Nebelmassen; Sonne und Mond waren umgeben von einem riesigen Regenbogen-

hof. Es gab eine Zeit, wo die Nebelmassen so dicht waren, daß kein Auge hätte die Sterne sehen können, wo Sonne und Mond noch verfinstert waren; sie wurden erst nach und nach sichtbar für den Menschen. Dieses Sichtbarwerden von Sonne, Mond und Sternen wird großartig geschildert in der Schöpfungsurkunde. Was da geschildert wird, hat sich wirklich zugetragen, und mehr noch hat sich zugetragen.

Das Verständnis für die umgebende Natur war also beim Atlantier noch sehr stark vorhanden. Was im Rauschen der Quelle, im Windessturm tönt und Ihnen heute unartikulierter Laut ist, das hörte der Atlantier als verständliche Sprache. Gebote gab es damals noch nicht, aber der Geist drang heraus aus der wassergeschwängerten Luft und sprach zum Menschen...

1910

Antworten der Geisteswissenschaft auf die großen Fragen des Daseins (Bibl.-Nr. 60)
«Menschenseele und Tierseele»

... Die Wirksamkeit des Geistes ist beim Tier noch eng gebunden an die Organisation. Das Tier hat, indem der Geist eine gewisse Summe von Organen aufgebaut hat, diesen Geist zur Darstellung zu bringen, wie er in den Organen gewirkt hat, wie er sich in den Organen darlebt; es hat keine Möglichkeit, hinauszugehen über das Maß dieses Geistes, wie er sich in den Organen darlebt. Wenn man die äußeren seelischen Lebensfunktionen, die äußeren Lebensvorgänge des Tieres bei dieser oder jener Tiergattung betrachtet, wird man sehen, wie eng an die Organisation des Tieres, also an das, was der Geist an dem Tier gemacht hat, die seelischen Äußerungen gebunden sind. Beobachtet man einmal, unter welchen Umständen ein Tier Furcht zeigt, so kann man sagen: Wo es Furcht zeigt, hat es diese eben wegen seiner besonderen Organisation. Und ebenso wenn ein Tier einen Diebessinn zeigt, kann man sagen: es zeigt ihn wegen seiner Organisation.

Was hier geisteswissenschaftlich angeführt ist, das finden Sie schön zusammengestellt in dem Schriftchen des um die Erforschung der Tierseele verdienstvollen Schriftstellers Zell: «Ist das Tier unvernünftig?» Wenn auch das kleine Schriftchen von einem anderen Gesichtspunkt aus geschrieben ist, so ist es doch gut, um Beispiele zu geben, wie das seelische Erleben des Tieres an die Organisation gebunden ist, und es kann geradezu ein Beleg für das sein, was die Geistesforschung von einer ganz anderen Seite herzuholen hat. Deshalb zeigt sich uns das seelische Leben des Tieres bei den verschiedenen Tieren in der verschiedensten Art abgestuft, weil sich der Geist in seinen besonderen Arten seine Organe geschaffen hat. Aber wir sehen, daß das geistige Schaffen, also das, was wir im Astralleib verankert finden, sich erschöpft in Organbildungen, in dem, was die Tiere unmittelbar auf die Welt bringen. In dem Artgemäßen hat es sich erschöpft. Das Tier bringt, was es kann und was es das Dasein erleben läßt, mit auf die Welt. Es kann wenig darüber hinausgehen. Damit zeigt es zugleich, daß sich der Geist in der Organbildung des Tieres erschöpft, sich ausgegossen hat. In der Organbildung liegt uns aber die Art

des Tieres vor. Daher können wir die Frage: Was erlebt, was genießt das Tier seelisch? dahin beantworten: Von der Geburt bis zum Tode erlebt es seine Art. Es erlebt dasjenige an seinem eigenen Organismus seelisch, was ihm der Geist mit in das Dasein gegeben hat.

Einer, der viel, viel nachgedacht hat über das Leben der Tiere und des Menschen, und der aus einem tiefen Bewußtsein heraus gesprochen hat, nämlich *Goethe*, hat das schöne Wort geprägt: «Die Tiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe dagegen wieder zu belehren.»

Damit ist ein ungeheuer tiefes Wort gesprochen. Was kann ein Tier im Leben? Was seine Organe ihm möglich machen, das kann ein Tier. Und so ängstigt sich ein Tier, ist mutig oder feige, raubsüchtig oder sanftmütig, wie sich der Geist in seine Organisation ergossen hat. Es spiegelt sich in dem seelischen Erleben des Tieres das Schaffen des Geistes in den Organen. Damit aber ist das seelische Erleben des Tieres auch eingeschlossen in seine Gattung, es kann nicht heraus aus der Gattung, aus der Art, es genießt sich als Gattung, als Art.

Stellen wir das seelische Leben des Menschen dagegen. Dieses seelische Leben oder, wir könnten besser sagen dieses seelische Erleben des Menschen, wie es sich in des Menschen Wollen, Fühlen und Denken darlebt, wie es sich in des Menschen Begehungen, Interessen, in seiner Intelligenz darlebt, ist etwas, was in dem Augenblick, wo der Mensch durch die Geburt ins Dasein tritt, nicht durch das gegeben ist, was er durch die Vererbung hat, es ist etwas, was der Mensch auch selber nicht durch die Vererbung an seine Nachkommen abgeben kann. Auf den letzteren Umstand wird eigentlich viel zu wenig gesehen. Aber es ist eine ganz unendlich wichtige Tatsache, die eigentlich aller Betrachtung des Lebens zugrunde liegen sollte, und die man etwa in folgender Weise ausdrücken kann. In dem Moment, wo ein tierisches, ein menschliches Wesen die Fähigkeit erlangt hat, seinesgleichen hervorzubringen, da ist in ihm das, was wir vorhin den Ätherleib genannt haben, bis zu einem gewissen Punkte abgeschlossen. Dieser Ätherleib trägt die Fähigkeit in sich, das, was er in sich hat, auf die Nachkommen zu vererben. Entwickelt sich nun der Mensch über diesen Zeitpunkt hinaus, wächst er darüber hinaus, so kann er das, was noch zu entwickelnde Fähigkeiten über diesen Zeitpunkt bleiben, nicht vererben. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Der Mensch muß in dem Augenblick, wo er geschlechtsreif ist, alle die Fähigkeiten an sich haben, welche die Vererbbarkeit bedingen. Also kann er die Fähigkeiten, die über den Zeitpunkt der Geschlechtsreife hinaus entwickelbare Fähigkeiten bleiben, nicht als solches haben, was in den Ätherleib zurücktritt, was vererbbar ist. Das ist eine Kapitalwahrheit, die durchaus berücksichtigt werden muß.

Das ist ja gerade das Bedeutsame in der Betrachtung des Menschenlebens, daß der Mensch von der Geburt bis zum Tode fähig ist, neue Sprachen zu lernen, und daß es ebenfalls etwas so Bedeutsames ist, was hier auch schon erwähnt worden ist, daß der Mensch, wenn er auf einer fernen, einsamen Insel aufwachsen würde, über-

haupt sich nicht entwickeln könnte. Ebenso steht es mit der Fähigkeit der Begriffsbildung und der Entwicklung der Ich-Vorstellung. Das sind Dinge, die mit der Vererbung nichts zu tun haben, die der Mensch aber auch nicht an die Vererbung abgeben kann, weil sie nicht zur Art und Gattung gehören. Was nicht zum Vererbaren gehört, was Entwicklungsfähigkeiten bleiben über die Vererbung hinaus, mit dem hat der Mensch etwas, was nicht in seiner Art, in der Gattung bedingt ist, sondern das der Individualität angehört. Und gerade in der Fähigkeit der Sprache, in der Möglichkeit der Begriffsbildung und in dem Erleben der Ich-Vorstellung liegt das, was sich der Mensch so in die Welt hereinbringt, daß er durch dieses – umgekehrt – wieder seine Organe belehren und präparieren muß, daß er sie darin belehrt, was sie noch nicht mitbekommen haben, was sie aber haben sollen. ...

«Menschengeist und Tiergeist»

Nun betrachten wir aber den Menschen einmal etwas anders. Da haben wir – was offen am Tage liegt – die Fähigkeit der Sprache, eine gewisse Denkungsart und ein gewisses Selbstbewußtsein durch die Erziehung bei ihm vorliegend. Diese Fähigkeiten entstehen durch die Berührung des Menschen mit der Außenwelt. Aber man tut nicht genug, wenn man diese Dinge einfach hinnimmt. Denn man muß sich klar sein, daß etwas viel Tieferes, viel Intimeres sowohl der Sprache, der Denkart wie auch dem Selbstbewußtsein zugrunde liegt, das durch die Umgebung ausgelöst wird. Es liegt dem zugrunde, daß der Mensch in der Tat gewissermaßen drei Sinne hat, die wir beim Tier nicht finden. Man darf dabei das Wort Sinn nicht nur vergleichsweise nehmen; aber halten wir uns an Tatsachen und nicht an Worte. Das Tier zeigt sich im weitesten Umfange unfähig, auf dem Gebiete des Lautes, des Begriffes und dem, was wir Ich-Wesenheit nennen, sich so aufnahmefähig zu erweisen wie der Mensch. Das Tier geht, wenn wir die Sinne durchgehen, bis zum Tonsinn hinauf. – Das liegt für die äußere Wahrnehmung dem Tier als eine Art Höchstes zugrunde. Bis zum Ton geht es mit seiner Sinnfähigkeit, dann aber lösen sich aus seiner allgemeinen Organisation nicht die Möglichkeiten heraus, ein Verständnis zu haben für Laut, Begriff und für die Ich-Wesenheit, die in einem anderen Wesen ist. Das Tier sieht die Gattung: der Hund den Hund, der Elefant den Elefanten und so weiter. Aber kein Geistesforscher würde dem Tier die Wahrnehmung für eine Ich-Wesenheit zuschreiben. Es wird der materialistischen Forschung nicht gelingen, für die Wahrnehmung einer Ich-Wesenheit in der tierischen Organisation etwas nachzuweisen; also die Naturforschung sollte es nicht bezweifeln, und die Geistesforschung wird es nicht bezweifeln. So haben wir Entwicklungsmöglichkeiten beim Menschen offen für die Wahrnehmung der Innerlichkeit des Lautes, für die Innerlichkeit von Begriff und Vorstellung und für die Innerlichkeit des Ich-Wesens selbst. Hätte der Mensch für diese drei Betätigungen nicht Entwicklungsmöglichkeiten offen, so würden die andern Kräfte, die ich genannt habe, keine von innen sich ergießende Nahrung haben und sich auch nicht

ausdrücken können. Das Tier hat für diese drei Entwicklungsmöglichkeiten nicht die Organe. Denn in alledem, was der Mensch in seinem Hinausgehen über das Tier darlegt, zeigt sich der Abdruck dessen, was in seinem Innern ist, als Möglichkeit des Ausdruckes der Lautauffassung, der Begriffsauffassung und der Ich-Auffassung, des Ich-Bewußtseins, währenddessen haben wir beim Tier ausgedrückt, wie der Geist in die Form gegossen ist, und es zeigt uns daher eine durch das Gattungsmäßige gegebene Gebärde und eine durch das Gattungsmäßige bedingte Physiognomie. Das alles drückt sozusagen aus, wie sich der Geist unmittelbar in die Form hineingerinnend betätigen kann. Beim Menschen sehen wir, wie ein jeder seine spezielle Gebärde hat, seine spezielle Physiognomie und Mimik, und wie sich gerade darin ganz besonders ausdrückt, was er auf der anderen Seite an Entwicklungsmöglichkeiten für den Laut, für Begriff oder Vorstellung und für das Selbstbewußtsein hat. In der Tat ergießt sich in die Gebärde, in die Physiognomie und Mimik und in das ganze Auftreten des Selbstbewußtseins dasjenige, was der Mensch in bezug auf Entwicklungsmöglichkeiten für Laut, Begriff und Ich-Wesenheit hat. Da sehen wir von innen nach außen rinnen das, was erst durch den unmittelbaren Verkehr des selbstbewußten Ich mit dem Geist erlebt wird, und sehen es sich am Menschen ausdrücken.

Wenn wir dies so erleben, dürfen wir uns sagen: Also sehen wir am Menschen, wenn wir nur nicht mit abstrakten, trockenen, nüchternen Begriffen an ihn herantreten, sondern mit lebendiger, lebensvoller Anschauung, wie Ich-Wesen, Vorstellungswesen und Laut-Wesen unmittelbar an der äußeren Gestaltung und Bewegung arbeiten. Es ist förmlich so, wie wenn wir als Kristallographen die Formkräfte eines Kristalls studieren würden und uns dann eine Vorstellung bilden, wie wir im Steinsalz einen Würfel, im Schwefel ein Oktaeder, im Granat ein Rhombendodekaeder und so weiter vor uns haben. Wie wir da sehen, wie innere Kraftwirkungen sich in die Form ergießen, so sehen wir beim Menschen nach außen unmittelbar leben vor der lebendigen Anschauung alles, was der Mensch uns eigentlich ist, was gerade starken Eindruck in bezug auf seine Wesenheit auf uns macht, und was uns wie geronnene Ich-Vorstellung, wie geronnene Begriffe oder Vorstellungen und wie geronnener Lautsinn entgegentritt. Ja, das Letztere, was uns im Ton oder Laut entgegentritt, können wir ganz besonders anschaulich uns vor Augen führen. Denn jeden Verkehr mit dem Geist, den der Mensch vielleicht auf die intimste Art pflegt, den jeder Mensch, ob Künstler oder nicht, mit dem Geiste pflegen kann, der sozusagen ganz in die feinsten Seelenverwebungen seines Wesens hineinwirkt, erlebt der Mensch in jener Eigentümlichkeit, die doch nicht in ihrer ganzen Bedeutung für das menschliche Leben übersehen werden soll, übersehen werden darf in dem Gehalt, in der Innigkeit – ich sage jetzt nicht des Wortinhaltes, sondern in der Innigkeit des Wie im Wortinhalt, in der Innigkeit des Lautcharakters, der Seele der Sprache. Die Sprache hat nicht nur den Geist, der sich äußert im Inhalt der Worte, die Sprache hat auch eine Seele. Und viel mehr als wir denken, wirkt gerade in dem Lautcharakter eine Sprache auf uns. Ganz anders

wirkt in unserer Seele eine Sprache, welche viel *a* hat, ganz anders eine solche, die im Wortcharakter mehr *i* oder *u* hat. Denn in dem, was im Timbre des Lautcharakters liegt, ergießt sich wie im Unbewußten die Seele, die über die ganze Menschheit ausgegossen ist, über uns herüber. Das baut und wirkt an uns, und das kommt im Leben wieder als eine besondere Art von Gebärde zum Ausdruck. Denn eine besondere Art von Gebärde ist auch die Sprache des Menschen, aber nicht insofern sie Ausdruck der Worte ist, sondern insofern sie Seele hat, wie der Mensch mit seiner Seele in der Sprache lebt und sich ausdrückt. Da können wir sogar ganz wichtige Unterschiede angeben.

Jeder weiß, daß zu jenen eigentümlichen Imponderabilien, die von Mensch zu Mensch spielen, die Innigkeit gehört, *wie* ein Mensch spricht, ganz abgesehen davon, was er sagt. Wenn wir dieses berücksichtigen, werden wir uns sagen: Wir lernen viel, viel von dem Intimsten eines Menschen gerade dadurch kennen, wenn wir beobachten, wie ein Mensch spricht. Wir müssen im Leben oftmals darüber hinwegsehen, denn höhere Gesichtspunkte können es in den Hintergrund treten lassen. Dennoch ist aber etwas in uns, was sehr rechnet mit dem Krächzen oder dem Wohllaut einer Stimme. Wer ein wirklicher Seelenbeobachter ist, der weiß, daß eine krächzende Stimme bei einem Mann viel unangenehmer ist als bei einer Frau – aus dem einfachen Grunde, weil diese Gebiete ganz intim mit unserer Organisation zusammenhängen und beim Manne eine viel intimere Beziehung, eine viel innigere Verbindung des Seelenlebens mit der ganzen Behandlung der Stimme, dem Timbre und so weiter besteht, als es bei der Frau der Fall ist. Wahr ist es, aber beweisen kann man es nicht. Man kann nur darauf hinweisen. Wenn Sie darauf achtgeben, werden Sie es schon bemerken. Wer auf solche Dinge einzugehen vermag, wird daher gerade das Bedürfnis haben, wenn er besonders wichtige Dinge aussprechen will, in die Sprache nicht bloß Inhalt hineinzulegen, sondern auch dasjenige, was jetzt gerade angedeutet worden ist. Und wahrhaftig nicht aus Unbescheidenheit, sondern um ein Beispiel anzuführen für das, was gemeint ist, will ich dabei hinweisen auf das von mir verfaßte Rosenkreuzermysterium «Die Pforte der Einweihung». Da tritt an den gewichtigsten Stellen überall hervor, daß das, was überdies nicht in dem Inhalt gesagt werden kann, in der Behandlung der Sprache bis auf den Vokalklang gegeben ist; Sie werden nicht dort, wo ein *u* klingt auf ein *a*, ein *i* auf ein *a* folgen lassen können.

Es ist außerordentlich wichtig, daß wir dieses Gebiet als die «Gebärde der Sprache» ins Auge fassen und sehen, wie der Geist in seiner Macht auf die Organisation wirkt, und daß wir die unmittelbare Wirkung des Geistes auf die Seele, die das selbstbewußte Ich in sich enthält, beachten. Dann sehen wir wieder zurück, wie die menschliche Seele in die Leiblichkeit sich hineinergießt. Jetzt komme ich allerdings zu einer Sache, welche für viele von Ihnen selbstverständlich eine Hypothese sein muß, und die auszusprechen für den einen gewagt, für den andern sogar ärgerlich erscheinen kann. Aber darauf kommt es nicht an.

Wir sehen am Menschen die Ich-Wesenheit, was der Vorstellungssinn ergibt

und erleben kann und was der Lautsinn erleben kann, in die Gebärde, in die Physiognomie und Mimik sich hineingießen und auch in die Form innerhalb jener Grenzen, die ich angedeutet habe, so daß wir im Menschen eine unmittelbare Wirkbarkeit des Geistes sehen in jenem Lebensalter zwischen Geburt und Tod, wo das Ich sich hineinstellt zwischen Geist und Leiblichkeit. Nun denken wir uns jetzt einmal folgendes: ich rede, weil die Dinge mehr oder weniger subtil sind, in Gleichnissen. Denken wir uns das, was der Mensch vollbringt mit Ich-Wesenheit, Begriffsvermögen und Lautsinn, so wie es sich hineingießt wirklich zunächst mehr oder weniger in das Gleichgewicht, in die Eigenbewegung und in das Selbstbewußtsein, später in die freie Gebärde, in die freie Mimik und in die das Innerliche verratende Physiognomie, von vornherein mit einer Notwendigkeit zusammenwirken, so daß sich zwischen diese zwei, beziehungsweise drei Seiten kein Ich hineinstellt. Denken wir uns also das Ich ausgeschaltet und so die beiden Seiten der menschlichen Natur aufeinanderwirken, daß gleichsam durch einen nicht zum Bewußtsein gekommenen Lautsinn, der das tiefste Innere auslebt, von vornherein in seinen Erlebnissen eine ohne das Dazwischentreten des Ich bewirkte Herstellung des Gleichgewichtes zustande kommt, so haben Sie etwas, was beim Menschen offen bleibt, ohne ein Dazwischentreten eines Ich hergestellt: das ist das, was dem Tier sein Gleichgewicht von vornherein bestimmt. Und denken Sie sich die Vorstellung, wodurch der Mensch seine Gesetze und die tierische Gattung erfaßt, das heißt, die ganze Organisation insofern sie Eigenbewegung ist, und wo sie Physiognomie und Mimik ist, in der ganzen Bewegung des Tieres ausgedrückt – was ausgedrückt wird in den tierischen Instinkten, Leidenschaften und so weiter –, so haben Sie wieder dasjenige, durch eine naturgesetzliche Notwendigkeit im Tier verbunden, was der Mensch in seinem Leben so hat, daß sein Ich verbindend dazwischen tritt. Wieder haben wir beim Tier durch naturgesetzliche Notwendigkeit verbunden, was im Menschen der unmittelbare Ausdruck des Lebens ist. Beim Menschen arbeitet die Lebensgestaltung noch hinein in die Form. Denken Sie es sich aber nicht mehr aufgespart für das Leben, sondern unmittelbar durch die Naturwirksamkeit gestaltet, dann haben Sie es gattungsmäßig, wie es uns in der Plastik der verschiedenen Tiergattungen entgegentritt.

So sehen wir im Menschen ein Wesen, das seine Sinnenwelt in der Mitte hat zwischen zwei Polen. Er hat seine Sinnenwelt: die Wahrnehmungswelt, die Tonwelt, die Geschmackswelt, die Geruchswelt und so weiter. Diese liegen zwischen dem, wie er sich selber wahrnimmt, sich Beziehungen gibt in den verschiedenen Richtungen des Raumes im Gleichgewichtssinn, wie er sich im eigenen Leib befindlich fühlt, und zwischen dem Lautsinn, dem Begriffsverständnis und der Ich-Vorstellung auf der anderen Seite. Wie sich nun mit innerer Notwendigkeit das innere Leben für die dazwischen liegenden Sinne verhält, so verhält es sich für das Tier, notwendig gestaltend die ganze Leibesorganisation. Lassen Sie beim Menschen die beiden Seiten zusammengehörig sein oder ein Dazwischenkommen eines Ich, so haben Sie das unmittelbare, ohne das Dazwischentreten seiner Seele vorhandene

Einwirken der Geistigkeit auf die Leiblichkeit. Beim Menschen haben wir das, was wir nennen können: er ist nach der geistigen und physischen Seite eine Auslegung in Raum, Gebärde und so weiter, die offen bleibt für die Wirkung des Geistes nach der einen Seite und nach der andern Seite. Damit müssen wir uns befreunden, daß in der Tat gewissermaßen dadurch die Grundlage für das ganze Verständnis des Menschen und des menschlichen Geisteslebens überhaupt geschaffen ist, insofern es sich in der Geistesgeschichte abspielt.

Wir sehen, daß wir nicht zusammenwerfen dürfen, was der Mensch im Begriff erlebt, mit dem, was er erlebt, indem er den Begriff selber verwirklicht und selber ausgestaltet. In einer gewissen Beziehung ist der Mensch in bezug auf die Ausgestaltung des Begriffes in einer ganz anderen Lage als in bezug auf das Verständnis des Begriffes. Die Ausgestaltung des Begriffes steht auf einem ganz anderen Blatt als die Mittel zum Verständnis des Begriffes.

1910

*Die Ausdrucksfähigkeit des Menschen in Sprache, Lachen und Weinen
«Die Geisteswissenschaft und die Sprache»*

Wenn wir uns nun klar darüber sind, daß alles, was wir in der Außenwelt um uns herum haben, Geist ist, daß Geist, wie wir so oft betont haben, allem Materiellen, allem Ätherischen und Astralischen zugrunde liegt, dann müssen wir uns sagen: Gerade so, wie das Ich selber als ein Geistiges von innen heraus arbeitet, indem der Mensch sich entwickelt in seinen drei Wesensgliedern, so müssen – nennen wir es nun geistige Wesenheiten oder geistige Tätigkeiten, darauf kommt es nicht an – an unserem physischen Leib, Ätherleib und Astralleib gearbeitet haben, bevor das Ich sich geltend machte und in dem schon Bearbeiteten ein Stück weiterarbeitete. Wir schauen damit zurück in Zeiten, in denen sozusagen eine ebensolche Tätigkeit auf unseren Astralleib, Ätherleib und physischen Leib stattgefunden hat, wie heute eine Tätigkeit stattfindet vom Ich nach außen in diese drei Glieder hinein. Das heißt, wir müssen davon sprechen, daß geistiges Schaffen, geistige Tätigkeit an dem gearbeitet hat, worinnen wir eingehüllt sind, und Form, Bewegung, Gestalt und alles gegeben haben, bevor das Ich in die Lage kam, sich darinnen festzusetzen. Wir müssen davon sprechen, daß es geistige Betätigungen im Menschen gibt, die vor der Tätigkeit des Ich liegen, und daß wir geistige Tätigkeiten in uns tragen, welche die Voraussetzung für die Ich-Tätigkeit sind, und die vorhanden waren, bevor das Ich eingreifen konnte. Scheiden wir daher für einen Augenblick alles aus, was unser Ich herausgearbeitet hat aus den drei Gliedern unserer Wesenheit als Empfindungsseele, Verstandes- oder Gemütsseele und Bewußtseinsseele und betrachten wir den Bau, die innere Bewegung und Tätigkeit dieser drei Hüllen der menschlichen Wesenheit, so müssen wir sagen, daß vor der Tätigkeit des Ich eine geistige Tätigkeit auf uns ausgeübt worden ist.

Daher sprechen wir in der Geisteswissenschaft davon, daß wir es beim Men-

schen, so wie er heute ist, mit einer individuellen Seele zu tun haben, mit einer von einem Ich durchwobenen Seele, wodurch jeder Mensch eine in sich selbst geschlossene Individualität ist. Und wir sprechen davon, daß, bevor der Mensch eine solche in sich geschlossene Ich-Wesenheit geworden ist, er das Ergebnis war einer Gruppenseele, einer Seelenhaftigkeit, so wie wir heute in der Tierwelt von Gruppen-seelen noch sprechen. Da sagen wir: Was wir beim Menschen in jeder einzelnen Wesenheit als individuelle Seele suchen, das finden wir beim Tier in demjenigen, was einer ganzen Art oder Gattung im Tierreich zugrunde liegt. Eine ganze Tiergattung hat eine gemeinsame tierische Gruppenseele. Was beim Menschen die individuelle Seele ist, das ist beim Tier die Gattungsseele.

So arbeitete beim Menschen in seinen drei Wesensgliedern, bevor er eine individuelle Seele wurde, eine andere Seele, von der wir heute nur noch durch die Geisteswissenschaft Kunde erhalten, welche die Vorgängerin unseres eigenen Ich war. Und diese Vorgängerin unseres Ich, diese Gruppen- oder Gattungsseele des Menschen, welche dann dem Ich die von ihr bearbeiteten drei Wesensglieder übergab, den physischen Leib, Ätherleib und Astralleib, um sie vom Ich weiter bearbeiten zu lassen, hat in ganz ähnlicher Art von ihrem Inneren, Seelenhaften heraus den physischen Leib, Ätherleib und astralischen Leib umgestaltet, bearbeitet, nach sich geregelt. Und die letzte Tätigkeit, die dem menschlichen Wesen zugrunde liegt, bevor es mit einem Ich begabt worden ist, die letzten Einflüsse, die vor der Geburt des Ich liegen, sie sind heute in dem niedergelegt, was wir die menschliche Sprache nennen. Wenn wir daher von unserem Bewußtseinsleben, von unserem Verstandes- und Gemütsleben, von unserem Empfindungsleben ausgehen und auf das schauen, was seine Voraussetzungen sind, so kommen wir zu einer Seelenarbeit, die noch nicht von unserem Ich durchwirkt war, und deren Ergebnis wir in dem niedergelegt finden, was heute in der Sprache zum Ausdruck kommt.

Worin beruht denn äußerlich das, was wir als die vier Glieder der menschlichen Wesenheit bezeichnen? Wie drückt es sich im physischen Leibe rein äußerlich aus? Der physische Leib einer Pflanze sieht anders aus als der physische Leib eines Menschen. Warum? Weil in der Pflanze nur der physische Leib und der Ätherleib vorhanden sind, während im menschlichen physischen Leibe noch der astralische Leib und das Ich wirken. Was da innerlich wirkt, das formt und gestaltet auch den physischen Leib entsprechend um. Was hat denn in unseren physischen Leib hineingewirkt, indem er von einem Ätherleib oder Lebensleib durchsetzt worden ist?

Was wir in uns das Gefäß- oder Drüsensystem nennen, ist beim Menschen und auch beim Tier der äußere physische Ausdruck des Äther- oder Lebensleibes, das heißt, der Ätherleib ist der Architekt oder Bildner von dem, was wir das Drüsen- oder Gefäßsystem nennen. Der astralische Leib ist wiederum der Bildner von dem, was wir das Nervensystem nennen. Daher haben wir nur dort ein Recht von einem Nervensystem zu sprechen, wo ein astralischer Leib in einem Wesen vorhanden ist. Was ist nun beim Menschen der Ausdruck seines Ich? Das ist das Blutsystem, und zwar beim Menschen speziell das, was wir Blut unter dem Einfluß der inneren

Lebenswärme nennen können. Alles, was das Ich am Menschen arbeitet, geht, wenn es in den physischen Leib hineingestaltet werden soll, auf dem Umwege durch das Blut. Deshalb ist das Blut ein so ganz besonderer Saft. Wenn das Ich die Empfindungsseele, die Verstandesseele und die Bewußtseinsseele ausarbeitet, so dringt das, was das Ich vermag auszugestalten, zu konfigurieren, nur dadurch in den physischen Leib, daß das Ich die Fähigkeit hat, auf dem Umwege durch das Blut in den physischen Leib arbeitend einzugreifen. Unser Blut ist der Vermittler für astralischen Leib und Ich und alle ihre Tätigkeiten.

Wer wird nun daran zweifeln, wenn er das menschliche Leben auch nur oberflächlich betrachtet, daß der Mensch, so wie er von seinem Ich aus in der Bewußtseinsseele, Verstandesseele und Empfindungsseele arbeitet, auch seinen physischen Leib umformt und umgestaltet? Wer würde nicht in dem physiognomischen Ausdruck eine Ausgestaltung dessen sehen, was im Inneren wirkt und lebt? Und wer würde nicht zugeben, daß selbst das, was innere Gedankenarbeit ist, wenn es die ganze Seele ergreift, auch noch im Verlaufe eines Menschenlebens umgestaltend auf unser Gehirn wirkt? Unser Gehirn paßt sich unserem Denken an; es ist ein Werkzeug, das sich nach den Bedürfnissen unseres Denkens formt. Aber wenn wir uns das anschauen, was der Mensch heute schon von seinem Ich aus an seiner eigenen äußeren Wesenheit auszuarbeiten, gleichsam künstlerisch zu gestalten vermag, so ist es sehr wenig. Es ist wenig, was wir von unserem Blut aus dadurch zu tun vermögen, daß wir das Blut von dem aus, was wir unsere innerliche Wärme nennen, in Bewegung setzen.

Mehr haben diejenigen geistigen Wesenheiten vermocht, welche der Arbeit unseres Ich vorangegangen sind. Denn sie haben sich sozusagen eines wirksameren Mittels bedienen können, und so bildete sich unter ihrem Einfluß die menschliche Form so aus, daß sie im ganzen ein Ausdruck dessen ist, was diese vor dem menschlichen Ich arbeitenden geistigen Wesenheiten aus dem Menschen gemacht haben. In welchem Mittel arbeiteten denn diese Wesenheiten? Sie arbeiteten in keinem anderen Mittel als in der Luft. Wie wir in der innerlichen Wärme arbeiten und unser Blut pulsieren machen und dadurch das Blut in unserer eigenen Form zur Wirkung bringen, so brachten die vor unserem Ich an uns arbeitenden Wesenheiten die Luft zur Wirkung. Und von der Arbeit dieser Wesenheiten durch die Luft an uns selber ging etwas aus, was uns als Menschen eigentlich unsere Gestalt gegeben hat.

Es kann sonderbar erscheinen, wenn hier davon gesprochen wird, daß geistige Tätigkeiten durch die Luft am Menschen in urferner Vergangenheit gearbeitet haben. Ich habe schon einmal gesagt: Was in unserem Inneren auflebt als unser eigenes geistig-seelisches Leben, das würden wir verkennen, wenn wir es als bloße Vorstellungen aufnahmen und nicht wüßten, daß es aus der ganzen Außenwelt genommen ist. Wer da behaupten wollte, daß in uns Begriffe und Ideen entstünden, wenn es auch draußen keine Ideen gäbe, der sollte auch nur gleich behaupten, daß er Wasser aus einem Glase schöpfen kann, in welchem kein Wasser ist. Unsere Be-

griffe wären Schaumgebilde, wenn sie etwas anderes wären als das, was auch in den Dingen draußen lebt, und was an den Dingen als ihre Gesetze vorhanden ist. Wir holen das, was wir in unserer Seele aufleben lassen, aus unserer Umgebung heraus. Deshalb können wir sagen: Alles, was uns materiell umgibt, ist durchwirkt und durchwoben von geistigen Wesenheiten.

So sonderbar es klingen mag: Was uns als Luft umgibt, ist nicht nur der Stoff, den uns die Chemie zeigt, sondern darinnen wirken geistige Wesenheiten und geistige Tätigkeiten. – Und so wie wir durch die Blutwärme, die von unserem Ich ausgeht – denn das ist das Wesentliche dabei –, unseren physischen Leib ein klein wenig formen können, so formten in mächtiger Weise diese Wesenheiten, die dem Ich vorangingen, an der äußeren Gestalt unseres physischen Menschen durch die Luft. Das ist für uns das Wesentliche. Wir sind Menschen durch unsere Kehlkopfeinrichtung und durch alles, was damit zusammenhängt. Was uns von außen als dieses wunderbare künstlerische Organ des Kehlkopfes im Zusammenhange mit den übrigen Stimm- und Sprachwerkzeugen eingeformt ist, ist aus dem herausgearbeitet, was die Luft geistig ist. *Goethe* hat so schön in bezug auf das Auge gesagt: Das Auge ist am Lichte für das Licht gebildet! – Wenn man im Schopenhauerischen Sinne nur betont: Ohne ein lichtempfindendes Auge wäre für uns der Lichteindruck nicht da –, so sagt man damit nur eine halbe Wahrheit. Die andere Hälfte ist die, daß wir kein Auge haben würden, wenn nicht aus unbestimmten Organen in urferner Vergangenheit das Licht gleichsam plastisch aus uns das Auge herausgebildet hätte. Wir haben daher im Lichte nicht bloß jene abstrakte Wesenheit zu sehen, die man heute physikalisch als Licht beschreibt, sondern im Lichte haben wir jene verborgene Wesenheit zu suchen, die imstande ist, sich ein Auge zu schaffen.

Das ist auf einem anderen Gebiete dasselbe, als wenn wir davon sprechen, daß die Luft von einer Wesenheit durchwirkt und durchlebt ist, die imstande war, in einer gewissen Zeit dem Menschen das kunstvolle Organ des Kehlkopfes und alles, was damit zusammenhängt, einzuprägen. Und alle übrige menschliche Gestalt – bis ins Kleinste hinein – ist so geformt und plastisch gestaltet worden, daß der Mensch auf der gegenwärtigen Stufe gleichsam eine weitere Ausführung seiner Sprachwerkzeuge ist. Die Sprachwerkzeuge sind etwas, was zunächst für die Form des Menschen das eigentlich maßgebende ist. Daher hebt gerade die Sprache den Menschen über die Tierheit hinaus, weil jenes geistige Wesen, das wir den Geist der Luft nennen, zwar auch in der Tierheit geformt und gearbeitet hat, aber nicht so, daß diese Wirksamkeit bis dahin gelangt wäre, wo sich ein Sprachorganismus entwickeln konnte, wie ihn der Mensch hat. Alles, mit Ausnahme dessen, was das Ich unbewußt, zum Beispiel als Gehirn herausgearbeitet hat, was es an den Sinnen vervollkommen hat, alles, mit Ausnahme dessen, was Ich-Tätigkeit ist, ist eine vor dieser Ich-Tätigkeit des Menschen liegende Tätigkeit, die darauf bedacht war, den Menschenleib so auszubilden, daß er ein weiterer Ausdruck dieses Sprachorganes ist. Es ist jetzt keine Zeit dazu, auszuführen, warum zum Beispiel die Vögel trotz

ihres vollkommenen Gesanges auf einer Stufe stehengeblieben sind, auf der sie in ihrer Form nicht ein Ausdruck desjenigen Organes sein können, das wir im weitesten Umfange das Stimmorgan nennen.

So sehen wir, wie der Mensch innerlich schon in seinen Sprachorganen organisiert gewesen ist, bevor er zu seinem jetzigen Denken, zu seinem Gemüt und seinem Willen gekommen ist, das heißt zu allem, was mit dem Ich zusammenhängt. Nun werden wir es begreiflich finden, daß diese geistigen Tätigkeiten nur so am physischen Leib formen konnten, daß der Mensch zuletzt gleichsam ein Anhangorgan seiner Sprachwerkzeuge wurde, indem sie den astralischen Leib, den Ätherleib, den physischen Leib durch die Einflüsse, durch die Konfiguration der Luft ausbauten. Nachdem der Mensch so fähig geworden war, in sich ein Organ zu haben, das dem entspricht, was wir die geistige Wesenheit der Luft nennen, geradeso wie das Auge der geistigen Wesenheit des Lichtes entspricht, konnte er da hineinkonfigurieren, was sein Ich als Verstand, als Bewußtsein, Empfindung, Gemüt sich selber einprägte. So müssen wir eine dreifache Tätigkeit im Unterbewußten suchen, eine gleichsam vor dem Ich liegende Tätigkeit für den physischen Leib, den Ätherleib und den astralischen Leib. Wir finden Anhaltspunkte dazu, indem wir wissen, daß dies die Gruppenseele gewesen ist, und daß die Gruppenseele in einer unvollkommenen Tätigkeit am Tier gearbeitet hat.

Das müssen wir betrachten, wenn wir die Arbeit dieser vor dem Ich liegenden geistigen Tätigkeit im astralischen Leib ins Auge fassen. Da müssen wir alles Ich ausgeschaltet denken, aber dabei das ins Auge fassen, was das Gruppen-Ich wie aus einem dunklen Untergrunde heraus gearbeitet hat. Da stehen sich im astralischen Leib auf einer unvollkommenen Stufe gegenüber Begierde und Genuß. Und die Begierde konnte dadurch gleichsam verseelt werden, in eine innere Fähigkeit umgearbeitet werden, daß sie schon einen Vorläufer in dem astralischen Leib des Menschen hatte.

Wie Begierde und Genuß im astralischen Leib, so stehen sich gegenüber im Ätherleibe Bildhaftigkeit, Symbolik und äußerer Reiz. Das ist das Wesentliche, daß wir diese vor dem Ich liegende Tätigkeit unseres Ätherleibes so auffassen, daß sie sich von der Ich-Tätigkeit im Ätherleib unterscheidet. Wenn unser Ich tätig ist als Verstandesseele oder Gemütsseele, so sucht es auf der heutigen Entwicklungsstufe des Menschen sozusagen eine Wahrheit, die möglichst ein getreues Abbild der äußeren Dinge ist. Was nicht genau den äußeren Dingen entspricht, nennt man nicht wahr. Diejenigen geistigen Tätigkeiten, die vor der Wirksamkeit unseres Ich liegen, arbeiteten nicht so; sie arbeiten mehr symbolisch, mehr bildhaft, wie etwa der Traum arbeitet. Der Traum arbeitet zum Beispiel so, daß jemand träumt, es werde ein Schuß abgefeuert, und wenn er aufwacht, sieht er, daß der Stuhl neben seinem Bett umgefallen ist. Was äußerliches Geschehnis und äußerer Eindruck ist – der umgefallene Stuhl –, wird im Traum in ein Sinnbild umgewandelt, in den abgefeuerten Schuß. So arbeiteten die vor dem Ich liegenden geistigen Wesenheiten symbolisch, wie wir wiederum arbeiten, wenn wir uns zu einer höheren

geistigen Tätigkeit durch die Initiation oder Einweihung hinaufarbeiten, wo wir wiederum versuchen – jetzt aber mit vollem Bewußtsein –, von der bloßen abstrakten Außenwelt uns in die Symbolik, in die Bildhaftigkeit hineinzuarbeiten.

Dann arbeiteten diese geistigen Wesenheiten an dem menschlichen physischen Leib, indem sie den Menschen zu dem machten, was man nennen kann Entsprechung von äußeren Geschehnissen, äußeren Tatsachen und Nachahmung. Nachahmung ist etwas, was wir zum Beispiel beim Kind finden, wenn noch die anderen Seelenglieder wenig entwickelt sind. Nachahmung ist etwas, was zum unterbewußten Wesen der Menschennatur gehört. Daher sollen wir die erste Erziehung auf Nachahmung begründen, weil im Menschen, bevor das Ich beginnt, in seinen inneren Tätigkeiten Ordnung zu schaffen, der Nachahmungstrieb wie ein natürlicher Trieb vorhanden ist.

Was jetzt auseinandergesetzt worden ist: der Nachahmungstrieb im physischen Leibe gegenüber den äußeren Tätigkeiten, das Symbolisieren im Ätherleibe gegenüber dem äußeren Reiz, und das, was wir nennen können das Entsprechen von Begierde und Genuß im astralischen Leib, das alles denken wir uns ausgearbeitet mit Hilfe des Werkzeuges der Luft und hineingearbeitet in uns so, daß gleichsam ein plastischer, ein künstlerischer Eindruck davon entstanden ist in unserem Kehlkopf und in unserem ganzen Stimmapparat. Dann werden wir uns sagen können: Diese vor dem Ich liegenden Wesenheiten arbeiteten am Menschen so, daß sie durch die Luft an dem Menschen in der Weise formten und gliederten, daß nach dieser dreifachen Richtung hin die Luft im Menschen zum Ausdruck kommen konnte.

Wenn wir nämlich im wahren Sinne des Wortes das Sprachvermögen betrachten, so müssen wir fragen: Ist es der Ton, was wir hervorbringen? – Nein, der Ton ist es nicht. Was wir tun, das ist, daß wir von unserem Ich aus dasjenige in Bewegung setzen und formen, was durch die Luft in uns hineingeformt und hineingegliedert ist. Gerade so, wie wir das Auge in Bewegung setzen, um das aufzunehmen, was äußerlich als Licht wirkt, während das Auge selbst zu dieser Aufnahme von Licht da ist, so sehen wir, wie in uns selber vom Ich aus jene Organe in Bewegung gesetzt werden, die aus dem Geistigen der Luft heraus gebildet worden sind. Wir setzen die Organe in Bewegung durch das Ich; wir greifen in die Organe ein, die dem Geist der Luft entsprechen, und wir müssen abwarten, bis der Geist der Luft, von dem die Organe gebildet sind, uns selber – als Echo unserer Lufttätigkeit – den Ton entgegönt. Den Ton erzeugen wir nicht, wie auch nicht die einzelnen Teile einer Pflöfe den Ton erzeugen. Wir erzeugen von uns aus dasjenige, was unser Ich als Tätigkeit entfalten kann durch die Benutzung jener Organe, die aus dem Geiste der Luft heraus gebildet sind. Dann müssen wir es dem Geist der Luft überlassen, daß die Luft wieder in Bewegung kommt durch jene Tätigkeit, durch welche die Organe erzeugt worden sind, so daß das Wort erklingt.

So sehen wir in der Tat, wie die menschliche Sprache auf diesem dreifachen Entsprechen, das wir angeführt haben, beruhen muß...

II

Ursprache und über den Impuls des Sprechens

1911

*Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit.
Geisteswissenschaftliche Ergebnisse über die Menschheits-Entwicklung
(Bibl.-Nr. 15)*

II

Aus der Geisteswissenschaft ist bekannt, daß in den alten Zeiten, namentlich in der atlantischen Zeit, so etwas wie eine Art menschlicher *Ursprache* vorhanden war, eine Art von Sprechen, welche über die ganze Erde hin ähnlich war, weil «Sprechen» in jenen Zeiten viel mehr aus dem Innersten der Seele kam als heute. Das kann schon aus folgendem entnommen werden. In den atlantischen Zeiten empfanden die Menschen alle äußeren Eindrücke so, daß die Seele, wenn sie etwas Äußeres ausdrücken wollte mit einem Laut, gedrängt wurde zu einem *Konsonanten*. Was also im Raume vorhanden war, drängte dazu, konsonantisch nachgeahmt zu werden. Das Wehen des Windes, das Rauschen der Wellen, das Geschütztsein durch ein Haus empfand man und ahmte es nach durch Konsonanten. Was man dagegen innerlich erlebte an Schmerz oder Freude, oder auch, was ein anderes Wesen empfinden konnte, das ahmte man nach im *Vokal*. Daraus kann man sehen, daß die Seele im Sprechen zusammenwuchs mit den äußeren Vorgängen oder Wesenheiten. Aus der Akasha-Chronik ergibt sich das folgende.

Einer Hütte, die sich nach der alten Art über eine Familie wölbte und dieser Schutz und Schirm gab, näherte sich zum Beispiel ein Mensch, beobachtete die Hütte in der Art, wie sie sich wölbte als Form räumlich über der Familie. Das schützende Sichwölben der Hütte drückte er durch einen Konsonanten aus, und daß darinnen Seelen in Leibern sich wohl befinden – was er mitfühlen konnte –, drückte er durch einen Vokal aus. Da entstand der Gedanke: «Schutz», «Schutz habe ich», «Schutz über menschlichen Leibern». Dieser Gedanke ergoß sich dann in Konsonanten und Vokale, die nicht anders sein konnten, als sie waren, weil sie eindeutig ein unmittelbarer Abdruck des Erlebnisses waren.

Das war über die ganze Erde hin so. Es ist kein Traum, daß es eine menschliche «Ursprache» gegeben hat. Und in einem gewissen Sinne verstehen die Eingeweihten aller Völker noch nachzuempfinden diese Ursprache. Ja, in allen Sprachen sind gewisse Lautanklänge, die nichts anderes sind als Reste dieser menschlichen Ursprache.

Diese Sprache ist angeregt in der menschlichen Seele durch die Inspiration der übermenschlichen Wesenheiten, der wahren Vorgänger der Menschen, die ihre Entwicklung auf dem Monde vollendet hatten. Man kann nun daraus sehen: Wenn es

bloß diese Entwicklung gegeben hätte, so würde das ganze Menschengeschlecht im Grunde genommen eine große Einheit geblieben sein; über die ganze Erde hin würde man einheitlich gesprochen und gedacht haben. Die Individualität, die Mannigfaltigkeit hätte sich nicht ausbilden können – und damit auch nicht die menschliche Freiheit. Daß der Mensch eine Individualität werden konnte, dazu mußten Spaltungen in der Menschheit eintreten. Daß in den verschiedensten Gegenden der Erde die Sprachen verschieden wurden, das rührt von der Arbeit solcher Lehrer her, in denen eine luziferische Wesenheit inkarniert war. Je nachdem diese oder jene – zurückgebliebene – Engelwesenheit bei diesem oder jenem Volke inkarniert war, konnte sie in dieser oder jener Sprache die Menschen unterweisen. Also die Fähigkeit, eine besondere Sprache zu sprechen, führt bei allen Völkern zurück auf das Vorhandensein solcher großen Erleuchter, die zurückgebliebene Engelwesen waren und weit höher standen als die Menschen ihrer unmittelbaren Umgebung. Die Wesen, die zum Beispiel geschildert werden als die ursprünglichen Heroen der griechischen oder sonstigen Völker, die in menschlicher Gestalt wirkten, das sind solche, in denen eine zurückgebliebene Engelwesenheit inkarniert war. Man darf also diese Wesenheiten durchaus nicht etwa bloß als «böse» Wesenheiten bezeichnen. Im Gegenteil. Sie haben den Menschen das gebracht, was sie über den ganzen Erdball hin zu freien Menschen vorbestimmt hat, was dasjenige differenzierte, das sonst ein gleichförmiges Ganzes über die ganze Erde hin gebildet hätte. So ist es bei den Sprachen, so ist es in vielen Gebieten des Lebens. Die Individualisierung, die Differenzierung, die Freiheit – können wir sagen – kommt von diesen Wesenheiten, die zurückgeblieben waren auf dem Monde. Zwar war es die Absicht der weisen Weltenführung – so könnte man sagen –, alle Wesenheiten in der planetarischen Entwicklung bis zu ihrem Ziele zu bringen; aber wenn dies in unmittelbarer Art geschähe, so würden gewisse Dinge nicht erreicht. Es werden gewisse Wesenheiten in ihrer Entwicklung zurückgehalten, weil diese eine besondere Aufgabe in dem Werdegang der Menschheit haben. Weil die Wesen, welche ihre Aufgabe auf dem Monde voll erreicht hatten, nur eine einheitliche Menschheit hätten erzeugen können, deshalb wurden ihnen entgegengestellt jene Wesen, die auf dem Monde zurückgeblieben waren und die dadurch die Möglichkeit bekamen, dasjenige, was eigentlich ein Fehler bei ihnen war, zum Guten zu wenden.

Von da aus eröffnet sich auch die Aussicht auf die Frage: Warum besteht in der Welt das Böse, das Schlechte, das Unvollkommene, das Krankhafte? – Man betrachte dies unter dem Gesichtspunkt, unter dem eben die unvollkommenen Engelwesen betrachtet worden sind. Alles, was zu irgendeiner Zeit ein Unvollkommenes, ein Zurückgebliebenes darstellt, wird in der Entwicklung doch zu einem Guten gewendet. Daß in einer solchen Wahrheit keine Rechtfertigung der bösen Handlungen des Menschen gesehen werden darf, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

1921

Dornach, 29. September, Aussprache

... Wie herb ist es bisher beurteilt worden, daß ich in meiner kleinen Schrift «Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit» den Satz ausgesprochen habe, daß alles Vokalische früher darauf ausging, das Innere des Menschen zu bezeichnen. Alles Konsonantische darauf ausging, die äußeren Vorgänge, die man sieht, oder sonst wahrnimmt, nachzubilden. Immer dasjenige, was der Mensch perzipiert, drückt sich im Konsonantisieren aus, im Vokalisieren die inneren Erlebnisse, Gefühle, Emotionen und dergleichen. Damit hängt dann die eigentümliche Art und Weise zusammen, wie im Hebräischen der Konsonant verschieden von dem Vokal in der Schrift behandelt wurde. Damit hängt es auch zusammen, daß in Gegenden, in denen primitivere Völker wohnen, die kein stark entwickeltes Innenleben haben, vorzugsweise konsonantisierte Sprachen auftreten, nicht vokalisierte. Das geht oft sehr weit, die Art und Weise des in die Konsonanten Gehens der Sprachen, man denke nur, was afrikanische Sprachen an Konsonanten bis zu Schnalzlauten haben.
(Ungedruckt.)

1924

Sprachgestaltung und Dramatische Kunst (Bibl.-Nr. 282)

«Die Sprachgestaltung als Kunst»

... Vor allen Dingen muß gründlich verstanden werden, wie die Sprachgestaltung wirklich bis zu dem Laut hin Kunst sein muß für den Sprecher, gradeso wie das Musikalische bis zu dem Ton hin Kunst sein muß.

Erst wenn dieses wirklich durchschaut wird, dann wird einige Befriedigung, vor allen Dingen auch einiges von dem eintreten, was bewirken kann, daß wiederum Stil in die redenden Künste hineinkommt, in die redenden Künste, die ja den Stil gründlich beseitigt haben. Keine Kunst ist möglich ohne Stil.

Nun, hier, möchte ich sagen, geziemt es sich, wenn diese Dinge besprochen werden, zu gleicher Zeit immer darauf aufmerksam zu machen, wie sie sich verhalten mit Bezug auf das okkult hinter den Dingen Steckende. Und da entsteht denn die Frage: Wovon im Menschen geht eigentlich das Sprechen aus?

Das Sprechen geht nämlich nicht unmittelbar vom Ich aus, sondern das Sprechen geht eigentlich vom astralischen Organismus aus. Das Tier hat auch den astralischen Organismus, bringt es aber normalerweise nicht zum Sprechen. Das ist aus dem Grunde, weil alle Glieder der menschlichen Wesenheit, der tierischen Wesenheit, nicht nur für sich da sind, sondern jedes einzelne von allen anderen durchdrungen und dadurch in seiner Wesenheit modifiziert wird.

Es ist niemals in vollem Sinne des Wortes richtig, zu sagen, der Mensch besteht aus physischem Leib, Ätherleib, Astralleib und Ich, denn man bekommt da leicht den Gedanken, diese Glieder der menschlichen Natur seien nebeneinander, und es

sei eine Auffassung möglich, welche diese Glieder nebeneinander stellt. Sie stehen nicht nebeneinander. Sie durchdringen sich im wachen Bewußtsein. Und so muß man sagen: Der Mensch hat nicht nur einen physischen Leib – der würde ganz anders aussehen, wenn er nur seinen eigenen Gesetzen folgte –, sondern der Mensch hat einen physischen Leib, der vom Ätherleib, vom astralischen Leib, vom Ich modifiziert wird. – In jedem einzelnen Gliede der menschlichen Natur stecken auch die drei übrigen darin. So steckt auch im astralischen Leib jedes andere Glied der menschlichen Natur.

Nun, das hat ja auch das Tier: der physische Leib steckt im astralischen Leib des Tierischen, der Ätherleib steckt im astralischen Leib des Tierischen, aber das Ich modifiziert lediglich beim Menschen den astralischen Leib. Und von diesem astralischen Leib, der von dem Ich modifiziert wird, geht der Impuls des Sprechens aus.

Das ist es gerade, was berücksichtigt werden muß, wenn man künstlerisch in der Sprachgestaltung bis zum Laut kommen will, denn der Laut wird im gewöhnlichen alltäglichen Sprechen vollständig im Unbewußten geformt. Aber dieses Unbewußte muß in einer gewissen Weise ins Bewußtsein heraufgehoben werden, wenn das Sprechen von dem Nichtkünstlerischen in das Künstlerische gehoben werden soll.

Bedenken wir dabei nur das eine. Von demjenigen Sprechen, das wir heute im gewöhnlichen Leben pflegen, ist das Sprechen überhaupt nicht ausgegangen, gerade so wenig wie von unserer Schrift das Schreiben der Menschen ausgegangen ist. Vergleichen Sie die alte ägyptische Bilderschrift, so haben Sie noch eine Vorstellung, wovon das Schreiben ausgegangen ist. Und ebenso ist das Reden nicht von dem heutigen Reden ausgegangen, das alles mögliche in sich enthält, Konventionelles, Erkenntnismäßiges und so weiter, sondern es ist das Sprechen von dem ausgegangen, was künstlerisch im Menschen lebt. Will man daher das Künstlerische durchschauen, dann muß man schon wenigstens eine Empfindung dafür haben, daß die Sprache von menschlicher Künstlerschaft, nicht von menschlicher Zweckmäßigkeit, Wissenschaftlichkeit ausgegangen ist.

Es gab Zeiten in der Erdenentwicklung, in welchen die Menschen unrhythmisch überhaupt nicht haben sprechen können, sondern das Bedürfnis hatten, wenn sie überhaupt sprachen, immer im Rhythmus zu sprechen. Es gab Zeiten, in denen man zum Beispiel gar nicht anders konnte, als, wenn man etwas sagte, was einem pointiert erschien, es durch Sprachgestaltung zu sagen. Nehmen wir zum Beispiel in ganz einfacher Weise, jemand wollte aus den Impulsen des ursprünglichen Sprechens heraus sagen, ein Mensch stolpert dahin. Es würde genügt haben, wenn er gesagt hätte, er stolpert über Stock, denn Stöcke, die liegen überall in der Urkultur, oder auch, weil Steine überall liegen, er stolpert über Stein. Aber das sagte er nicht, sondern er sagte, er stolpert über Stock und Stein, weil in dem «Stock und Stein», ganz gleichgültig, ob man exakt die Außenwelt damit bezeichnet oder nicht, ein inneres künstlerisches Gestalten der Sprache liegt. Will man etwas pointiert an-

deuten, so sagt man, ein Schiff geht nicht bloß unter mit Mann, sondern auch mit demjenigen, das man vielleicht gar nicht gern auf dem Schiffe hat, mit Maus. Man sagt, das Schiff geht unter mit «Mann und Maus», wenn man aus dem ursprünglichen Impuls des Sprechens heraus gestaltet.

Dieser Impuls des Sprechens lebt eigentlich heute am allerwenigsten in der Menschheit. Dafür gibt es Gründe, daß er nicht waltet. Die Gründe bestehen darin, daß er schon leider in der Schule nicht waltet, weil unsere Schulen, und zwar im ganzen internationalen Leben, das Künstlerische verloren haben. Deshalb müssen wir ja so stark in der Waldorfschule wiederum für das Künstlerische eintreten, weil unsere Schule das Künstlerische verloren hat und auf die Wissenschaft gestellt ist. Die Wissenschaft ist aber unkünstlerisch. Und so ist eben die Wissenschaft in die Schule hinuntergesickert. Nach und nach, im Laufe der letzten vier bis fünf Jahrhunderte, ist unsere Schule für denjenigen, der mit künstlerischem Gefühl in eine Klasse hineinkommt, das Barbarischste geworden, das man sich denken kann.

Aber wenn in der Erziehung schon nicht das Künstlerische da ist – und gesprochen wird ja in der Klasse, denn Sprechen ist ein Teil des Unterrichtes –, wenn in der Schule schon das Künstlerische nicht da ist, es also nicht in die Erziehung fließt, so ist es ganz selbstverständlich, daß die Menschen es im späteren Leben nicht haben. Und daher hat heute eigentlich die Menschheit am allerwenigsten im allgemeinen künstlerisches Gefühl, und deshalb auch nicht viel künstlerisches Bedürfnis, die Sprache zu gestalten.

Es wird einem auch sehr wenig oft gesagt, das ist nicht schön gesprochen; aber sehr häufig, das ist nicht richtig gesprochen. Der pedantische Grammatiker bessert einen aus, aber der künstlerisch empfindende Mensch bessert einem heute sehr wenig die Sprache aus. Es ist so allgemeine Umgangsform, daß dies nicht so nötig ist.

Der astralische Leib ist zum großen Teil im Unbewußten der Menschen gelegen. Aber der Sprachkünstler muß dasjenige, was im astralischen Leib für das gewöhnliche Sprechen unbewußt abläuft, beherrschen lernen. Das hat man auch allmählich gefühlt in der neueren Zeit. Daher sind die verschiedenen Methoden nicht nur für das Singen, sondern auch für das Rezitieren, Deklamieren und so weiter aufgetreten. Aber dabei verfährt man zumeist in einer eigentümlichen Weise.

Man verfährt so, wie man etwa verfahren würde, wenn man, sagen wir, jemandem das Pflügen lehren wollte und keine Rücksicht darauf nehmen würde, wie der Pflug ausschaut, wie der Acker ausschaut, auf dem man pflügt, was durch das Pflügen erreicht werden soll, sondern fragen würde: Ja, da ist der menschliche Oberarm, der menschliche Unterarm; welchen Winkel soll naturgemäß – dieses Wort gebraucht man ja sehr häufig – Ober- und Unterarm haben? Wie soll sich der Unterschenkel bewegen, wenn sich Ober- und Unterarm in einem bestimmten Winkel bewegen, einstellen? Und so weiter. – Wie wenn man gar nicht Rücksicht darauf nehmen würde, was der Pflug auf dem Felde erreichen soll, und bloß fragen würde, welche Methode bringt den Menschen in eine bestimmte Form von Bewegungen. – So sind diese Methoden für das Sprechen eingerichtet. Sie werden mit

Ausschluß des objektiven Bestandes der Sprache gepflogen. Pflügen lehrt man einen Menschen dadurch, daß man vor allen Dingen den Pflug zu behandeln weiß, daß man weiß, wie richtig gepflügt wird, und daß man dann achtgibt, daß der Mensch das nicht falsch macht. Und so handelt es sich auch bei der Sprachgestaltung darum, daß alle diese heute in der dilettantischsten Weise aufgestellten Methoden, weil sie das nicht berücksichtigen, was ich gesagt habe, daß diese Methoden von Atemtechnik, Zwerchfelltechnik, Nasenresonanz und so weiter alle so unterrichten, als ob die Sprache eigentlich gar nicht da wäre, daß sie nicht ausgehen von der Sprache, sondern im Grunde genommen von der Anatomie. Dasjenige, um was es sich handelt, ist, daß man vor allen Dingen den Organismus der Sprache selber kennenlernt. Der Organismus der Sprache ist im Laufe der Menschheitsentwicklung aus dem Menschen heraus gekommen. Daher wird er im wesentlichen, wenn er richtig erfaßt wird, der menschlichen Organisation nicht widersprechen, und wo er ihr widerspricht, muß es in den Einzelheiten gefunden werden, kann nicht eine Korrektur erfahren durch Methoden, die eigentlich mit der Sprache im Grunde so viel zu tun haben wie das Turnen mit dem Pflügen, wenn nicht gerade ein Pflug unter die Turngeräte aufgenommen würde, was ich bisher in keiner Turnanstalt gefunden habe. Ich würde es nicht als eine Torheit betrachten, einen Pflug unter die Turngeräte aufzunehmen; es wäre vielleicht sogar ganz gescheit, aber es ist eben noch nicht geschehen.

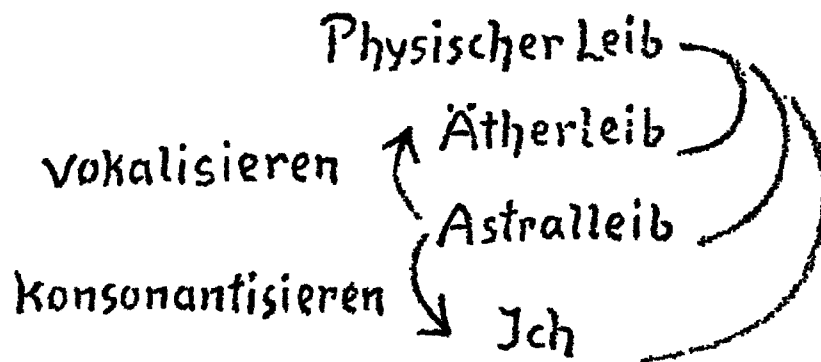
Darum handelt es sich also, daß vor allen Dingen erkannt wird der Sprachorganismus als solcher. Dieser Sprachorganismus, der ist im Grunde genommen so, daß er unmittelbar im Laufe der Menschheitsentwicklung erflossen ist aus der durch das Ich modifizierten Gestaltung des astralischen Menschenleibes. Da kommt die Sprache heraus. Nur so, daß man dabei berücksichtigen muß: der Astralleib stößt nach unten an den Ätherleib, nach oben an das Ich, so wie der Mensch im Wachen ist. Und im Schlafen reden wir ja nicht im normalen Zustande.

Der astralische Leib stößt zunächst an den Ätherleib. Was tut er dabei? Er wendet sich an dasjenige, wovon der Mensch eigentlich im gewöhnlichen Leben sehr wenig weiß; denn mit was hat es der Ätherleib zu tun? Der Ätherleib hat es zunächst damit zu tun, daß er in Empfang nimmt schon dann, wenn wir im Munde das Nahrungsmittel aufgenommen haben, dieses Nahrungsmittel und es allmählich umwandelt, so wie es der menschliche Organismus braucht, besser gesagt, so wie der menschliche Organismus seine Kraft braucht.

Der ätherische Organismus ist derjenige, welcher das Wachstum besorgt hat von der Kindheit bis in den erwachsenen Zustand. Der Ätherleib ist aber auch seelisch beteiligt, er ist dasjenige, was das Gedächtnis besorgt und so weiter. Aber dieser Ätherleib hat Verrichtungen, von denen der Mensch im Grunde genommen sehr wenig weiß. Daher weiß der Mensch kaum, wenn er auch weiß von den Ergebnissen, weiß, ob er satt ist oder Hunger hat, so doch nicht, wie der Ätherleib diese Zustände macht. Die Tätigkeit des Ätherleibes bleibt für den Menschen eigentlich ziemlich unbewußt.

Nun aber spielt sich im Sprechen zwischen dem astralischen Leib und dem Ätherleib alles dasjenige ab, was für die Sprache das Vokalisieren ist. Der Vokal entsteht dadurch, daß der Impuls des Sprechens beim Menschen vom astralischen Leib, wo er urständet, übergeht an den Ätherleib. Der Vokal ist daher etwas, was sich tief im Inneren der Menschennatur abspielt. Unbewußter wird der Vokal gestaltet, als die Sprache im allgemeinen gestaltet wird. Daher handelt es sich gerade bei der Vokalisierung um außerordentlich starke Intimitäten des Sprechens, um dasjenige, was im tiefsten Inneren des Menschen mit der ganzen menschlichen Wesenheit zusammenhängt. So daß wir es also zu tun haben bei der Wirkung des Sprachimpetus auf den Ätherleib mit dem Vokalisieren (siehe Schema).

Nach der anderen Seite stößt der astralische Leib an das Ich. Das Ich ist dasjenige, das in der Form, wie es schon einmal im Erdenmenschen ist, jeder Mensch kennt. Denn das Ich ist es, wodurch wir unsere Sinneswahrnehmungen haben. Das Ich ist es, wodurch wir im wesentlichen auch denken. Dasjenige, was wir als bewußte Tätigkeit ausführen, spielt sich im Ich ab. Weil der astralische Leib daran beteiligt ist, kann das, was sich in der Sprache abspielt, nicht ganz bewußt sich so abspielen wie irgendeine bewußte Willenstätigkeit, aber ein Stück Bewußtsein kommt im gewöhnlichen Sprechen durchaus in das Konsonantisieren hinein, denn das Konsonantisieren spielt sich ab zwischen dem astralischen Leib und dem Ich (siehe Schema).



Da ist zunächst einmal auf die menschliche Natur verwiesen in bezug auf die Konsonanten- und Vokalbildung. Wir können aber weitergehen. Wir können uns jetzt fragen: Was stellt denn die Sprache in der Gesamtheit der menschlichen Wesenheit überhaupt dar? – Diese Frage beantwortet man richtig eigentlich nur dann, wenn man dazu sich fragt: Wie war es denn eigentlich in der menschlichen Ursprache, in der Sprache, wie sie zuerst unter die Menschheit getreten ist?

Diese Sprache war eigentlich etwas Wunderbares. Abgesehen davon, daß der Mensch von vornherein veranlaßt sich gesehen hat, im Rhythmus, im Takt zu sprechen, sogar in Assonanz und Alliteration zu sprechen, abgesehen davon war es in dieser Ursprache so, daß der Mensch in der Sprache fühlte und in der Sprache dachte. Das Gefühlsleben der Urmenschheit war so, daß man nicht solche abstrak-

ten Gefühle hatte wie heute, sondern daß in dem Augenblick, wo man ein Gefühl hatte, und sei es auch das intimste Gefühl, man sogleich zu irgendeiner Sprachgestaltung kam. Man konnte in alten Zeiten nicht zärtliche Gefühle, sagen wir, für ein Kind entwickeln, ohne diese zärtlichen Gefühle durch den eigenen seelischen Impetus in der Sprache zu gestalten. Es würde keinen Sinn gehabt haben, von einem Kinde bloß zu sagen: Ich liebe das Kind zärtlich –, sondern es hätte vielleicht einen Sinn gehabt, wenn man gesagt hätte: Ich liebe das Kind so ei-ei-ei. – Es war immer das Bedürfnis, das ganze Gefühl zu durchdringen mit Sprachgestaltung.

Ebensowenig hatte man in alten Zeiten abstrakte Gedanken, wie wir sie heute haben. Abstrakte Gedanken ohne Sprache gab es in alten Zeiten nicht, sondern, wenn der Mensch etwas dachte, wurde es in ihm zum Worte und zum Satze. Er sprach innerlich. Daher ist es selbstverständlich, daß man im Beginne des Johannes-Evangeliums nicht sagte: Im Urbeginne war der Gedanke –, sondern: Im Urbeginne war das Wort – das Verbum. – Das Wort, weil man innerlich redete, und nicht abstrakt dachte wie heute. Man redete innerlich. Und es war die Ursprache so, daß sie Gefühle und Gedanken enthielt. Sie war gewissermaßen das Schatzkästlein in der menschlichen Wesenheit für Gefühl und Gedanke.

Nun ist der Gedanke mehr in das Ich hinaufgerutscht, die Sprache im astralischen Leib verblieben, und das Gefühl in den Ätherleib hinuntergerutscht, so daß wir sagen können (siehe Schema Seite 31): Mensch, innerlich; nach außen, wo das Ich mehr beteiligt ist; nach innen, noch mehr verinnerlicht, wo der Ätherleib beteiligt ist, also wo es ganz in das Innere hineingeht.

Die Urpoesie war eine Einheit, sie drückte in der Sprache Gefühl und Gedanke, die man über die Dinge haben konnte, aus. Die Urpoesie war eine Einheit. Dadurch, daß die Sprache nach dem Inneren des Menschen das Gefühl abgeladen hat, das nach dem Ätherleib rutscht, entsteht die lyrische Stimmung der Sprache. Dasjenige, dem die Urpoesie am ähnlichsten geblieben ist, das also auch am meisten in der Sprache selber liegt, das ohne etwas zu erneuern von dem Urgefühl gegenüber der Sprache gar nicht gepflegt werden kann, das ist die Epik, die unmittelbar aus dem astralischen Leibe kommt. Dasjenige aber, was die Sprache nach außen hin treibt, zum Ich hin, das mit der Außenwelt zunächst beim Erdenmenschen in Verbindung steht, das ist die Dramatik.

Der für die Dramatik tätige Künstler steht in der Regel, wenn er nicht monologisch spricht, einem anderen gegenüber. Und daß er dem anderen gegenübersteht, das gehört geradeso zu seinem Sprechen wie dasjenige, was er in sich selber erlebt.

Der Lyriker steht keinem anderen gegenüber. Er steht nur sich selbst gegenüber. Sein Sprechen muß so gestaltet werden, daß dieses Sprechen der reine Ausdruck des menschlichen Inneren wird. Die heutige Lyrik kann daher nicht anders gesprochen werden, als daß – wir werden das später alles deutlicher ausführen – selbst das Konsonantisieren etwas nach dem Vokalisieren hinüberneigt. Lyrik zu sprechen macht notwendig, daß man weiß, daß jeder Konsonant auch eine gewisse

vokalische Nuance in sich trägt, zum Beispiel das *l* ein *i*, was Sie daran sehen können, daß in manchen Sprachen zu einer bestimmten Zeit eine *l*-Entwicklung in einem Worte stattfindet, in anderen Formen aber noch ein *i* dasteht. So hat aber jeder Konsonant etwas Vokalisches in sich. Und für den Lyriker ist es vor allen Dingen notwendig, daß er das Vokalische eines jeden Konsonanten empfinden lernt.

Der Epiker muß vor allen Dingen ein Gefühl dafür entwickeln – ich meine jetzt immer den Deklamator oder Rezitator, also denjenigen, der die Epik an das Publikum heranbringt –: Sobald du an den Vokal herankommst, kommst du an den Menschen heran; sobald du an den Konsonanten herankommst, schnappst du in die Dinge ein. Dadurch wird gerade die Epik möglich. Sie hat es nicht nur mit dem menschlichen Inneren zu tun, sondern mit diesem menschlichen Inneren und mit einem gedachten Äußeren. Denn dasjenige, wovon der Epiker erzählt, ist nicht da, sondern es wird nur gedacht. Es gehört der Vergangenheit an, oder es wird überhaupt von einer Sache nur erzählt, wenn sie nicht da ist, sonst ist keine Veranlassung, daß von einer Sache erzählt wird. Der Epiker also hat es mit dem Menschen und der gedachten Sache zu tun.

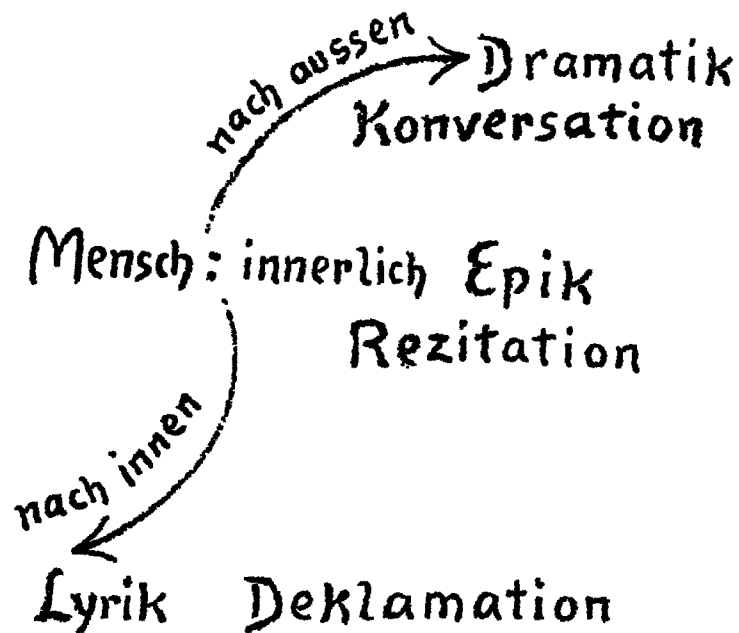
Der Dramatiker hat es mit dem wirklichen Objekte zu tun. Derjenige, an den er sich wendet, steht vor ihm. Das gibt auch die Unterschiede, die wir strenge beachten müssen. Es wird gefühlt werden müssen dasjenige, was ich schon, wenn ich von verschiedenen Gesichtspunkten aus da oder dort eine Anregung gegeben habe, nach einer gewissen Terminologie suchend, auch schon gesagt habe; es wird das tatsächlich genau durchfühlt werden müssen. So wird man durchfühlen müssen: lyrisch sprechen bedeutet, aus dem menschlichen Inneren heraus sprechen. Das Innere offenbart sich selbst. Wenn sein Inneres sich von ihm losringen will, wenn das Innere von irgend etwas so stark impulsiert ist, daß es aus sich heraus muß – und das ist bei der Lyrik der Fall –, dann geht das bloße Fühlen in das Rufen, clamare über, und dann entsteht, wenn es sich um das Sprechen handelt, die Deklamation. So daß ein Teil der Sprechkunst die Deklamation ist, die vorzugsweise auf das Lyrische hinzugehen hat.

Natürlich ist aber das Lyrische wieder enthalten in jeder Form der Dichtung, daher handelt es sich darum, daß in gewissen Stellen auch beim Epiker, auch beim Dramatiker der Übergang ins Lyrische notwendig ist. Bei dem Epiker handelt es sich darum, daß er ein gedachtes Objekt hat, das er durch seine eigene sprachliche Zauberkunst zitiert und immer wiederum zitiert. Der Epiker rezitiert vorzugsweise.

Der Lyriker drückt sich aus, offenbart sich, ist ein Deklamator. Derjenige, der sein Objekt zitiert, durch die Zauberkunst der Sprache es gegenwärtig macht vor dem Publikum, der ist ein Rezitator. Weiterzugehen habe ich ja erst da Veranlassung, wo eine vollständige Entwicklung der Sache gegeben werden soll.

Derjenige, der dann nicht nur sein gedachtes Objekt vor sich hat, das er zitiert, sondern der dieses Objekt, gegenüber dem er spricht, leibhaftig vor sich hat, der konversiert. Das ist die dritte Form: Konversation.

In diesen drei Arten der Sprachgestaltung besteht eigentlich die Kunst des Sprechens. Das letztere wird am meisten verkannt, weil die Konversation am meisten aus dem Künstlerischen herausgeholt worden ist, und weil Konversation zu beurteilen eigentlich heute mehr die Menschen berufen sind, die weniger der Kunst, als, sagen wir, dem Diplomatischen oder dem Five-o'clock-tea-mäßigen oder sonst solchen Dingen nahe stehen. So ist gar nicht mehr gefühlt, daß Konversation etwas hoch Künstlerisches in sich schließen kann. Indem aber die Schauspielkunst selbstverständlich monologisierend wird, greift sie wiederum hinüber in die anderen Gebiete, in die Deklamation und die Rezitation.



Daraus schon, indem ich dieses in einer etwas pedantischen Form noch vor Sie hinstelle, ersehen Sie, daß darauf hingearbeitet werden muß, wirklich für die Sprachgestaltung so etwas zu schaffen, wie es für den Musikunterricht zum Beispiel da ist. ...

1921

Eurythmie. Die Offenbarung der sprechenden Seele (Bibl.-Nr. 277)

«Zu den Vorgängen im zweiten Bild von «Der Seelen Erwachen»

Dornach, 15. Mai

... Die Eurythmie ist keine bloße Gebärde oder Mimik, auch kein gewöhnlicher Tanz etwa, sondern die Eurythmie will etwas ganz anderes im Grunde genommen darstellen. Wenn wir heute mit unseren Gebärden unsere Sprache begleiten, so sind das Willkürgebärden. Es ist interessant, daß man in Urzeiten der menschlichen Ent-

wicklung ein einziges Wort gehabt hat für die Gebärde, die sich dazumal mit dem Laute noch verbunden hat. Unsere heutigen Gebärden sind Sinngebärden; sie entstehen durch dasjenige, was wir eigentlich aussprechen wollen und was schon durch die Gedanken durchgegangen ist. Was in der Eurythmie auftritt, ist das, was am Ton und Laut erlebt wird. Was erlebt wird, wenn der Mensch den einzelnen Laut seelisch erlebt, ist bereits in der äußeren Sprache abstrakt. Wir aber müssen wieder mehr in der Eurythmie zurückführen von der Sinngebärde in die Lautgebärde. ...

1922

*Der Goetheanumgedanke inmitten in der Kulturkrisis der Gegenwart
(Bibl.-Nr. 36)*

In diesem noch folgenden, den Teil abschließenden Aufsatz für die Wochenschrift «Das Goetheanum» kennzeichnet Rudolf Steiner seinen Weg, «um heute den «Sprachgeist» in seiner lebendigen Kraft zu entdecken».

Sprache und Sprachgeist

Man spricht vom Sprachgeiste. Man kann aber nicht sagen, daß viele Menschen heute mit diesem Worte einen anschaulichen Begriff zum Ausdruck bringen. Es werden allgemeine charakteristische Eigentümlichkeiten in Laut- und Wortbildung, in Satzbau und Bildergebrauch gemeint, wenn man sich dieses Wortes bedient. Das «Geistige», das man dabei im Sinne hat, bleibt im Abstrakten stecken. An etwas, was verdiente, «Geist» genannt zu werden, kommt man doch nicht heran.

Zwei Wege aber kann es geben, um heute den «Sprachgeist» in seiner lebendigen Kraft zu entdecken. Der erste zeigt sich derjenigen Seele, die aus dem bloß begrifflichen Denken zum wesensoffenbarenden Schauen vordringt. Von diesem ist in diesen Aufsätzen oft gesprochen worden. Es ist ein innerliches Erleben einer geistigen Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit sollte nicht verwechselt werden mit dem mystisch-unbestimmten Erfühlen eines allgemeinen «Etwas». Sie enthält nichts Sinnlich-Wahrnehmbares, ist aber doch so inhaltvoll wie dieses.

Wer in dieser Art schaut, der entfernt sich in seinem Schauen von dem, was durch die Sprache ausdrückbar ist. Sein Schauen findet zunächst nicht den Weg zu den Lippen. Greift er zu Worten, so hat er sogleich die Empfindung, daß der Inhalt seiner Schauung etwas anderes wird. Will er nun doch von seinen Schauungen Mitteilung machen, so beginnt sein Kampf mit der Sprache. Er sucht alles mögliche innerhalb des Sprachlichen zu verwenden, um ein Bild dessen zu gestalten, was er schaut. Von Lautanklängen zu Satzwendungen sucht er überall im Bereich des Sprachlichen. Er kämpft einen harten inneren Kampf. Er muß sich sagen: die Sprache hat etwas Eigenwilliges. Sie drückt schon für sich alles mögliche aus; auch du mußt erst dich an ihren Eigenwillen hingeben, damit sie aufnehme, was du

schaust. Will man das geistig Erschaute in die Sprache gießen, so stößt man eben nicht auf ein unbestimmtes wachsartiges Element, das man beliebig formen kann, sondern man stößt auf einen «lebendigen Geist», auf den «Geist der Sprache».

Wenn man auf diese Art redlich kämpft, so kann der Kampf den besten, den schönsten Ausgang nehmen. Es kommt ein Augenblick, wo man fühlt: der Sprachgeist nimmt das Geschaute auf. Die Worte und Wendungen, auf die man kommt, nehmen selbst etwas Geistiges an; sie hören auf, zu «bedeuten», was sie gewöhnlich bedeuten und schlüpfen in das Geschaute hinein. – Da tritt etwas ein wie ein lebendiger Verkehr mit dem Sprachgeiste. Es nimmt die Sprache einen persönlichen Charakter an; man setzt sich mit ihr auseinander wie mit einem andern Menschen.

Dies ist der eine Weg, um den «Sprachgeist» als lebendigen zu erfüllen. Der zweite stellt sich in der Regel ein, wenn man diesen ersten geht. Er kann aber durchaus auch für sich allein beschritten werden. Man ist auf diesem Wege, wenn man Worten oder Satzwendungen gegenüber, die in der Gegenwart schon einen abstrakten Charakter angenommen haben, die ursprüngliche konkrete, frische, anschauliche Bedeutung erlebt. Man spricht heute das Wort «Überzeugung» aus. Man fühlt dabei den Seelenzustand des errungenen Fürwahrhaltens einer Sache. Man hat schon gelernt «sich aus dem Worte herausfühlen». Fühlt man sich wieder in das Wort hinein, so steigt auf: Zeugung, Hervorbringung im Körperlichen. Die «Überzeugung» wird ein ähnlicher Vorgang im Seelischen. Was wirklich in der Seele vorgeht, wenn sie von einer Überzeugung durchdrungen wird, veranschaulicht sich. – Man betrachte so Worte wie: gefällig! Welcher Reichtum von inneren Erlebnissen tut sich auf. Wer zum «Fallen» geneigt ist, verliert sein Gleichgewicht; er schaltet sein Bewußtsein aus. Wer einem anderen «gefällig» ist, der gibt sich für einen Augenblick selbst auf; er tritt in das Bewußtsein des andern ein; er hat ein Erlebnis, das der leise Anklang desjenigen ist, was das «Hinfallen» in Ohnmacht bedeutet.

Wer solche Dinge nicht spintisierend, nicht um geistreiche Bemerkungen für fragwürdige Theorien zu machen, sondern mit gesundem, wirklichkeitsgemäßen Sinn erlebt, der muß sich zuletzt das Geständnis machen, daß im Bilden der Sprache Verstand, Vernunft, Geist liegt. Ein Geist, den das Bewußtsein der Menschen nicht erst hineinlegt, sondern der im Unterbewußtsein wirksam ist, und den der Mensch in der Sprache vorfindet, die er erlernt. Der Mensch kann so dazu kommen, recht zu verstehen, wie *sein* Geist ein Geschöpf des «Sprachgeistes» ist.

In dieser Richtung den «Geist der Sprache» zu suchen, dazu liegen in den gegenwärtigen Forschungsergebnissen alle Vorbedingungen. Es ist ja auch schon viel geschehen; es bedarf nur des bewußten Aufbaues einer psychologischen Sprachwissenschaft.

Hier soll weniger auf eine Notwendigkeit nach dieser Richtung hingewiesen werden, sondern auf etwas, das für die Lebenspraxis Bedeutung hat. Wer den gekennzeichneten Tatbestand klar überschaut, der muß finden, daß die Sprache in sich etwas birgt, was aus ihr heraus zu etwas ihr Übergeordnetem, zu dem Geiste

selbst hinführt. Und der Geist ist nicht ein solches, das in den mannigfaltigen Sprachen auch ein Mannigfaltiges sein kann, sondern in ihnen als ein Einheitliches lebt.

Diese geistige Einheit in den Sprachen geht verloren, wenn diese ihre ursprüngliche, elementarische Lebendigkeit abstreifen und von dem Geiste der Abstraktion erfaßt werden. Dann hat der Mensch, der spricht, nicht mehr den «Geist» in sich, sondern das sprachliche Kleid des Geistes. Wer, wenn er «gefällig» sagt, in der Seele das *Bild* erfühlt, das oben gekennzeichnet ist, der erlebt anders als derjenige, der nur den eingelernten abstrakten Inhalt verbindet von einer Beziehung des Menschen zum Menschen, wenn der eine dem andern «einen Gefallen tut».

Je abstrakter das unmittelbare Spracherleben wird, desto mehr werden die Seelen der Menschen voneinander geschieden. Was abstrakt ist, hat der einzelne Mensch für sich. Er bildet es für sich aus. Er lebt in ihm als in seiner besonderen Ichheit. Vollständig kann dieses abstrakte Element allerdings nur in der Begriffswelt erreicht werden. Aber bis zu einem sehr hohen Grade nähern sich ihm auch die Wort- und Satzerlebnisse besonders in den Sprachen der zivilisierten Völker.

Nun aber leben wir in einem Zeitalter, in dem gegenüber allem Trennenden zwischen Menschen und Völkern das Verbindende bewußt gepflegt werden muß. Denn auch zwischen Menschen, die verschiedene Sprachen sprechen, wird das Trennende hinweggeräumt, wenn ein jeglicher in seiner Sprache das Anschauliche erlebt. Es sollte ein wichtiges Element der sozialen Pädagogik werden, den Sprachgeist in den Sprachen wieder zu erwecken.

Wer seinen Sinn auf solche Dinge lenkt, der wird finden, wieviel von den Bestrebungen, die man heute sozial nennt, von dem Hinschauen auf das Leben der Menschenseelen, nicht bloß von dem Nachdenken über äußere Einrichtungen abhängt. – Es gehört zu den notwendigsten Aufgaben der Gegenwart, daß gegenüber dem Zug nach der Sonderung der Völker nach Sprachen ein solcher nach gegenseitigem Verstehen geschaffen werde.

Man redet heute viel von Humanismus in dem Sinne, daß das Wahrhaft-Menschliche im Menschen gepflegt werden solle. Man wird ein solches Streben erst völlig wahr machen, wenn man mit ihm auf den einzelnen konkreten Gebieten des Lebens ernst macht. – Man denke nur, wie viel voller, intensiver ein Mensch sein Menschtum empfindet, als dies im abstrakten Spracherleben der Fall ist, welcher einmal ein ganz Anschauliches in das Wort- und Satz-Erleben hineingetragen hat. Man wird dabei allerdings nicht zu denken haben, daß jemand, der bei einem Bilde sagt: das ist entzückend, in dem Augenblicke des Besehens vor sich haben soll die Anschauung des Zuckens und des unwillkürlichen Hingerissenseins bis zum Entzucken seiner Glieder. Aber wer einmal in dem Worte «entzücken» lebensvoll das ins Seelische Umgesetzte dieses Bildes gefühlt hat, der wird, wenn er das Wort ausspricht, doch anderes erleben als ein solcher, der es stest *nur* abstrakt erlebt hat. Notwendig wird der seelische Oberton im konventionellen und wissenschaftlichen Sprechen des Tages ein abstrakter sein; aber der Unterton soll dies nicht auch sein.

Auf primitiven Kulturstufen erleben die Menschen ihre Sprache anschaulich; auf vorgerückteren müßte die Erziehung dafür sorgen, daß diese Anschaulichkeit nicht ganz verlorengelhe. (1. Jahrgang, Nr. 50, 23. Juli 1922.)

Literatur-Hinweis

Rudolf Steiner:

9. 11. 1888 Goethe als Vater einer neuen Ästhetik, Dornach 1963; in «Methodische Grundlagen der Anthroposophie 1884–1901», Bibl.-Nr. 30, Gesamtausgabe Dornach 1961, und in «Kunst und Kunsterkenntnis», Bibl.-Nr. 271, Gesamtausgabe Dornach 1961
- 1889–1900 Veröffentlichungen aus dem literarischen Frühwerk, jetzt: Gesammelte Aufsätze zur Dramaturgie 1889–1900, Bibl.-Nr. 29, Gesamtausgabe Dornach 1960
28. 10. 1909 Das Wesen der Künste, in «Kunst und Kunsterkenntnis», Bibl.-Nr. 271, Gesamtausgabe Dornach 1961
20. 1. 1910 Die Geisteswissenschaft und die Sprache, in «Die Ausdrucksfähigkeit des Menschen in Sprache, Lachen und Weinen», Dornach 1970. Vorgesehen für Bibl.-Nr. 58 der Gesamtausgabe
28. 12. 1914 Technik und Kunst. Ihr Zusammenhang mit dem Kulturleben der Gegenwart. Die Sprache, in «Kunst im Lichte der Mysterienweisheit», Bibl.-Nr. 275, Gesamtausgabe Dornach 1966
29. und
30. 12. 1914 Umwandlungsimpulse der künstlerischen Evolution der Menschheit, in «Kunst im Lichte der Mysterienweisheit», Bibl.-Nr. 275, Gesamtausgabe Dornach 1966
9. 1. 1915 Das Ich, von außen wahrnehmbar, als Sprache und Gesang, als schöpferische Phantasie, als Innenerlebnis, Dornach 1935. Vorgesehen für Bibl.-Nr. 161 der Gesamtausgabe
28. 3. 1915 Das innere Verhältnis der Sprache zu den Gedanken. Das Nibelungenlied und Wilhelm Jordan, Dornach 1935. Vorgesehen für Bibl.-Nr. 161 der Gesamtausgabe
17. 7. 1915 Das Reich der Sprache. Die Sprache als Spiegelung des Lebens höherer Wesen, Dornach 1935. Vorgesehen für Bibl.-Nr. 162 der Gesamtausgabe
18. 7. 1915 Der verlorene Einklang zwischen Sprechen und Denken. Die Zerklüftung von Menschengruppen nach Sprachen, Dornach 1938. Vorgesehen für Bibl.-Nr. 162 der Gesamtausgabe
17. 2. 1918 Das Sinnlich-Übersinnliche in seiner Verwirklichung durch die Kunst, in «Kunst und Kunsterkenntnis», Bibl.-Nr. 271, Gesamtausgabe Dornach 1961

31. 8. bis
2. 9. 1918 **Das Walten der kosmischen Vernunft im Sprach-Entstehen, in «Die Wissenschaft vom Werden des Menschen», Bibl.-Nr. 183, Gesamtausgabe Dornach 1967**
28. bis
30. 3. 1919 **Die soziale Frage als Seelenfrage. Das innerliche Erleben der Sprache, in «Vergangenheits- und Zukunftsimpulse im sozialen Geschehen», Bibl.-Nr. 190, Gesamtausgabe Dornach 1971**
- 1918–1924 **Eurythmie. Die Offenbarung der sprechenden Seele, Bibl.-Nr. 277, Gesamtausgabe Dornach 1972**
26. 9. 1920 bis
29. 3. 1923 **Die Kunst der Rezitation und Deklamation, Bibl.-Nr. 281, Gesamtausgabe Dornach 1967**
6. 4. 1921 **Die Kunst des mündlichen Vortrags, in «Die Kunst der Rezitation und Deklamation», Bibl.-Nr. 281, Gesamtausgabe Dornach 1967**
10. 4. 1921 **Rudolf Steiner über Schauspielkunst, in «Sprachgestaltung und dramatische Kunst», Bibl.-Nr. 282, Gesamtausgabe Dornach 1969**
11. bis
16. 10. 1921 **Anthroposophie, soziale Dreigliederung und Redekunst. Orientierungskurs für die öffentliche Wirksamkeit mit besonderem Hinblick auf die Schweiz, Bibl.-Nr. 339, Gesamtausgabe Dornach 1971**
18. 12. 1921 **Das verlorengegangene Urwort. Das Alphabet, ein Ausdruck des Menschengheimnisses. Die sieben freien Künste, in «Nordische und mitteleuropäische Geistimpulse, Das Fest der Erscheinung Christi», Bibl.-Nr. 209, Gesamtausgabe Dornach 1968**
1. 4. 1922 **Die Erkundung und Formulierung des Weltenwortes in der Ein- und Ausatmung, in «Das Sonnenmysterium und das Mysterium von Tod und Auferstehung», Bibl.-Nr. 211, Gesamtausgabe Dornach 1963**
16. 9. bis
1. 10. 1922 **Die Grundimpulse des weltgeschichtlichen Werdens der Menschheit, Bibl.-Nr. 216, Gesamtausgabe Dornach 1965**
2. 12. 1922 **Des Menschen Äußerung durch Ton und Wort, Bibl.-Nr. 283, Gesamtausgabe Dornach 1975**
4. 12. 1922 **Erinnerung und Liebe. Die Erfassung des Künstlerischen in seiner Geistigkeit. Enthüllung des Ton- und Lautgeheimnisses, in «Geistige Zusammenhänge in der Gestaltung des menschlichen Organismus», Bibl.-Nr. 218, vorgesehen Gesamtausgabe Dornach 1976**
6. 4. 1923 **Schicksalsgestaltung in Schlafen und Wachen. Die Geistigkeit der Sprache und die Gewissensstimme, in «Die menschliche Seele in ihrem Zusammenhang mit göttlich-geistigen Individualitäten. Die Verinnerlichung der Jahresfeste», Bibl.-Nr. 224, Gesamtausgabe Dornach 1966**

13. 4. 1923 **Wiedergewinnung des lebendigen Sprachquells durch den Christus-Impuls, in «Die menschliche Seele in ihrem Zusammenhang mit göttlich-geistigen Individualitäten. Die Verinnerlichung der Jahresfeste», Bibl.-Nr. 224, Gesamtausgabe Dornach 1966**
2. 5. 1923 **Der individualisierte Logos und die Kunst, aus dem Worte den Geist, das Wesenhafte, herauszulösen, in «Die menschliche Seele in ihrem Zusammenhang mit göttlich-geistigen Individualitäten. Die Verinnerlichung der Jahresfeste», Bibl.-Nr. 224, Gesamtausgabe Dornach 1966**
18. und
20. 5. 1923 **Anthroposophie und Kunst. Anthroposophie und Dichtung, in «Das Künstlerische in seiner Weltmission», Bibl.-Nr. 276, Gesamtausgabe Dornach 1961**
27. 5. bis
9. 6. 1923 **Das Künstlerische in seiner Weltmission. Der Genius der Sprache und die Welt des in der Farbe sich offenbarenden strahlenden Scheins, Bibl.-Nr. 276, Gesamtausgabe Dornach 1961**
21. und
22. 7. 1923 **Die imaginative Offenbarung der Sprache, in «Eurythmie. Die Offenbarung der sprechenden Seele», Bibl.-Nr. 277, Gesamtausgabe Dornach 1972**
13. bis
18. 11. 1923 **Der übersinnliche Mensch, anthroposophisch erfaßt, Bibl.-Nr. 231, Gesamtausgabe Dornach 1962**
19. bis
27. 2. 1924 **Eurythmie als sichtbarer Gesang, Bibl.-Nr. 278, Gesamtausgabe Dornach 1975**
24. 6. bis
12. 7. 1924 **Eurythmie als sichtbare Sprache, Bibl.-Nr. 279, Gesamtausgabe Dornach 1968**
5. bis
23. 9. 1924 **Sprachgestaltung und dramatische Kunst, Bibl.-Nr. 282, Gesamtausgabe Dornach 1969**

Marie Steiner:

Gesammelte Schriften. Die Anthroposophie Rudolf Steiners, Band I, Dornach 1967

Gesammelte Schriften. Rudolf Steiner und die redenden Künste, Band II, Dornach 1974

Eine Dokumentation: Marie Steiner, Ihr Weg zur Erneuerung der Bühnenkunst durch die Anthroposophie, Dornach 1973

Die Aufstellung soll fortgesetzt und ergänzt werden.

*Sprachwissenschaftliche Fachliteratur aus der Bibliothek von Rudolf Steiner**

Die Vorstellung von Richtlinien in der Resonanz-Empfindung zur Bildung der Vokale und Konsonanten	Maria Bassermann	– 1914
Ursprung und Wachstum der Sprache	Dr. Gustav Baumann	– 1913
Die Deutsche Sprache	Prof. Otto Behaghel	– 1917
Bell's Standard Elocutionist	David Charles Bell (M. Steiner)	– 1892
Über Stimmbildung	Piet Deutsch	– ohne Jahreszahl
Die Probleme der Sprachpsychologie und ihre gegenwärtigen Lösungsmöglichkeiten	Dr. Ottmar Dittrich	– 1913
Ägyptische Grammatik	Adolf Erman	– 1911
Die Sprache in der geistigen Entwicklung des Menschen	Giulio Ferreri	– ohne Jahreszahl
Die Sprachstämme des Erdkreises	Prof. Dr. Franz Nik. Finck	– 1909
Die Haupttypen des Sprachbaus	Prof. Dr. Franz Nik. Finck	– 1910
Über den Ursprung der Sprache	Jacob Grimm	– 1866
Über die deutsche Sprache	Jakob Grimm	– ohne Jahreszahl
Die Sprache und Literatur der Wenden	Louise Hoffmann	– 1899
Gotische Sprachdenkmäler	Dr. Hermann Jantzen	– 1914
Unser Deutsch	Prof. Friedrich Kluge	– 1918
Die Hygiene der Stimme	Prof. Dr. O. Körner	– 1890
Geschichte und Theorie des Ido	B. Kotzin	– ohne Jahreszahl
Germanische Sprachwissenschaft. Formenlehre	Dr. Richard Loewe	– 1918
Indogermanische Sprachwissenschaft	Prof. Dr. Rudolf Meringer	– 1899
Kritische Untersuchungen über Denken, Sprechen und Sprachunterricht	Dr. August Messer	– 1900
Die Muttersprache, ein Lesebuch	Dr. August Messer	– 1907
Althochdeutsche Grammatik	Prof. Dr. Hans Naumann	– 1923
Althochdeutsches Lesebuch	Prof. Dr. Hans Naumann	– 1923
Sprachunterricht und Sachunterricht vom naturwissenschaftlichen Standpunkt	Prof. Friedrich Pietzker	– 1900
Deutsche Redelehre	Hans Probst	– 1897
Fremdwortkunde	Elise Richter	– 1919
Zur Geschichte der Deutschen Sprache	Wilhelm Scherer	– 1868
A History of English Versification	Jakob Schipper, Ph. D. (M. Steiner)	– 1910

Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache	Dr. Hermann Schrader	– 1896
Über den Ursprung der Sprache	Dr. O. S. Seemann	– 1884
Grundzüge der Phonetik	Eduard Sievers	– 1881
Alte schweizerische Sprichwörter	S. Singer	– 1916
Ulfilas	Friedrich Ludwig Stamm	– 1872
Elementarbuch der Sanskrit-Sprache	Adolf Friedrich Stenzler	– 1902
Die Lehre von der Lautbildung	Dr. L. Sütterlin	– 1916
Das Doppelwesen des Denkens und der Sprache	Emil Sutro	– 1904
Das Doppelwesen der menschlichen Stimme	Emil Sutro	– 1902
Einführung in das Studium der deutschen Sprache	Richard Wagner, Lehrer an der Bürgerschule zu Buchholz in Sachsen	– 1914
Psychologie und Technik der Rede	Richard Wallaschek	– 1913
Ästhetik der deutschen Sprache	Prof. Dr. Oskar Weise	– 1915
Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen	Prof. Dr. Oskar Weise	– 1910

*** Auch diese Aufstellung soll fortgesetzt werden unter Berücksichtigung von Werken aus dem Gesamtgebiet der Philosophie und Ästhetik.**

**BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE
VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV
DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG, DORNACH**

Heft Nr. 53 Jahreswende 1975/76 (Nachdruck 1982)

Vorbemerkung	1
Zur Einführung: aus MEIN LEBENSGANG von Rudolf Steiner	2
I Über die Entstehung der Sprache und des Sprachorganismus.	
Wortlaute aus der Gesamtausgabe	8
II Ursprache und über den Impuls des Sprechens.	
Wortlaute aus der Gesamtausgabe	22
Literatur-Hinweis	36
Sprachwissenschaftliche Fachliteratur aus der Bibliothek von Rudolf Steiner	39

**Zusammenstellung und verbindende Texte:
Edwin Froböse**

Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners leicht verkleinert reproduziert.

Herausgeber: Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung, CH 4143 Dornach, Rudolf Steiner-Halde. –
Redaktion: Wolfram Groddeck. – *Administration:* Rudolf Steiner Verlag, CH 4143 Dornach,
Haus Duldeck. – *Druck:* Zbinden Druck und Verlag AG, CH 4006 Basel 6, St. Albanvorstadt 16.